

DIE WELTWOCHEN



Vergewaltigt am Strand

Fünf Männer fielen über mich her. War ich mitschuldig?

James Hamilton-Paterson

Der neue Schweizer Adel

In den Palästen des Landes machen sich Beamte breit. *Christoph Mörgeli*

«In Frankreich schwelt ein Bürgerkrieg»

Philosoph Gaspard Koenig über den Corona-Aufstand des Volkes.

Jürg Altwegg

Julie Burchill
Amy Winehouse,
ich vermisse dich

4
1906900107761
006904
32



«Freunde alter Landmaschinen Sektion Bern», Zäziwil BE

Aus Liebe zum Dorf, wo man dem Verein das Feld überlässt.

Rattern stattliche Traktoren aus Urgrossvaters Zeiten über die Felder, sind die Freunde alter Landmaschinen der Sektion Bern in ihrem Element. Rund 950 Mitglieder haben in diesem Verein das Heu auf der gleichen Bühne. Vereine gehören zum Dorfleben – wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden. Klein und fein mit allem, was es für den Alltag braucht. Nah und überschaubar. Einfach praktisch – und ein kleines bisschen persönlicher.

Volg
frisch und fründlich

Der Sinn des Lebens

Ich habe eine Frau, vier Kinder, keine Haustiere. Meine Ehe kam spät, ich war 44 Jahre alt. Es stimmt. Ehen können anstrengend sein. Konflikte sind Alltag. Wer behauptet, in einer harmonischen Beziehung zu leben, lügt. Frauen und Männer können nicht spannungsfrei zusammen sein. Es ist unmöglich. Auch deshalb, weil Frauen – es liegt in ihrer Natur – ihre Männer dauernd erziehen und zivilisieren müssen. Sie haben recht. Man kann, darf die Männer nicht sich selber überlassen.

Als langjähriger Ex-Junggeselle halte ich fest: Es ist definitiv besser, zu heiraten, als nicht zu heiraten. Selbst das Risiko einer Scheidung entkräftet die Vorteile einer Ehe nicht. Das Leben ist unvollständig, wenn man es ohne eigene Familie verbringt. Der Mensch verkommt, verwaht in unstabilen, flüchtigen Beziehungen. Mehr noch: Erst nach der Hochzeit fängt das Leben richtig an.

Ich komme auf einen heiklen Punkt. Der Sinn jeder Ehe sind die Kinder. Es gibt Frauen, die sich einreden und anderen einzureden versuchen, auch Frauen, die sich bewusst und nicht aufgrund von Unfruchtbarkeit gegen Kinder entscheiden, könnten genauso glücklich sein wie Frauen mit Kindern. Anhand persönlicher Erfahrungen muss ich widersprechen: Die meisten Frauen sind unglücklich, wenn sie keine Kinder haben.

Wir lesen dieser Tage viel über Aktivisten, Demonstranten, Weltverbesserer. Es wuchern politische Appelle zur Rettung des Planeten. Meines Erachtens ist der wichtigste Beitrag, den jeder von uns für eine bessere Zukunft leisten kann, die Gründung einer eigenen Familie. Verbunden mit dem Auftrag, dafür zu sorgen, dass die Kinder gut herauskommen. Das bringt viel mehr als die Besetzung einer UBS-Filiale oder die Teilnahme an einem Frauenstreik.

Wenn man sich schon auf den Standpunkt stellt, alles drehe und wende sich nur um den Menschen, alle unserer grossen Probleme seien

menschengemacht – was ich persönlich nicht einmal glaube –, kann es doch erst recht keine wichtigere Aufgabe geben als die Pflege jener neuen Generationen, die unsere Welt dereinst prägen werden.

Bilden, ziehen wir gute oder schlechte Menschen heran? Das ist die entscheidende Frage.

Bei den Medien und in der Politik ist die vielfach irrierte Meinung im Umlauf, die Qualität einer Gesellschaft hänge von der Güte ihrer sozialen Umsorgung durch den Staat ab. Nach dieser Auffassung ist der Mensch das Produkt

Als langjähriger Ex-Junggeselle halte ich fest: Es ist definitiv besser, zu heiraten, als nicht zu heiraten.

seiner gesellschaftlichen Umgebung. Diese Sicht hat den Vorteil, dass sie mich von der Verantwortung für mein Leben weitgehend entlastet.

Werde ich zum Beispiel Verbrecher, ist das nicht meine Schuld, sondern die Folge unbewältigter Armut, kindlicher Traumatisierungen, zu grosser Ungleichheit oder schlecht



„Vielleicht gibt es ja auch noch andere Möglichkeiten, Energiekosten zu sparen...“

gemanagter Migration. Nach diesen Theorien lässt sich die Menschheit in beliebig viele Opfergruppen einteilen, die dann politisch betreut und bewirtschaftet werden müssen.

Für viele führt der Weg zu einer besseren Welt deshalb über den Staat. Sie messen die moralische Qualität einer Gesellschaft an der Zahl der Vorschriften, Regeln, Verbote und gutgemeinten Staatseingriffe. Nicht wenige sind überzeugt, dass höhere Steuern eine gerechtere Gesellschaft produzieren.

Ich sehe es anders. Ich glaube, der Charakter eines Menschen ist entscheidend. Ob ich Verbrecher werde oder einen anständigen Beruf erlerne, ist meine freie Entscheidung. Selbst wenn ich unter armseligsten Umständen lebe, zwingt mich niemand, meinen Nachbarn auszurauben. Umstände beeinflussen mein Handeln, aber wie ich unter diesen Umständen handle, bestimme ich selber.

Ist Charakter angeboren oder anerzogen? Vermutlich beides. Aber ist das so wichtig? Als Vater habe ich die Pflicht, alles zu tun, dass meine Kinder recht herauskommen. Charakter ist wichtiger als Nationalität, soziale Herkunft, Schulbildung, politische Gesinnung, Religion, Haut- oder Haarfarbe. Auf den Charakter eines Menschen kommt es an, vor allem anderen.

Deshalb sind Familien wichtig. Sie sind die Grundlage unserer Zivilisation. Auch wirtschaftlich. Und vor allem sind sie die erste und prägende Lebensschule aller künftigen Generationen. Familien sind charakterbildend, und in der Familie tragen die Eltern, Mann und Frau, gemeinsam die Verantwortung.

Natürlich kann uns die Politik nicht egal sein. Selbstverständlich soll man sich für seine Überzeugungen engagieren. Manchmal muss man das sogar. Aber der grösste Beitrag zur Weltverbesserung sind gute Familien mit guten Kindern. Darin liegt der Sinn des Lebens. R. K.

James Hamilton-Paterson, Die Paläste der Beamten, Gaspard Koenig, Frauen in der Armee, Tennishoffnung Stricker

Die Basler Richterin Liselotte Henz (FDP) reduzierte vergangene Woche die Strafe für einen Vergewaltiger. Das Opfer habe «mit dem Feuer gespielt» und dem Täter gegenüber «falsche Signale» ausgesendet. Auf diese Begründung folgten empörte Kommentare in Zeitungen und eine Demonstration mit Hunderten Teilnehmern. Eine Kritikerin verstieg sich sogar zur Aussage, die Sätze der Richterin seien «fast schlimmer als die Tat selbst». Der britische Schriftsteller James Hamilton-Paterson sieht es ein wenig anders. Er wurde 1966 in Libyen am Strand vergewaltigt. Seither fragt er sich: «War ich am Ende mitschuldig?» Er gibt sich die Antwort in einem glänzenden Essay, der vor zwanzig Jahren im *Magazin* erschienen ist. Aus aktuellem Anlass drucken wir den Text nochmals ab. **Seite 14**

Während der Aristokratie die aufwendigen Residenzen längst zu teuer wurden, hat die Schweizer Bürokratie noch so gerne zugegriffen: In den Schlössern, Palästen, Patrizierhäusern und Privatvillen machen sich die Beamten breit. Und zwar Gemeindeverwaltungen genauso wie Kantonsangestellte oder Universitätsinstitute. Dabei sind die früheren Wohnhäuser der Oberschicht für Büros, Schalter und öffentlichen Zugang meistens ungeeignet und müssen mit riesigem Aufwand umgebaut werden. Die Kosten der Beamtenprivilegien zahlen die braven Bürger. Genau wie den Verlust an begehrtem Wohnraum. **Seite 20**



Gastspiel in Zürich:
Talent Stricker.

Unter den französischen Intellektuellen ist der Philosoph Gaspard Koenig eine Ausnahmererscheinung: Er bekennt sich zum Liberalismus. Nach seinem Ritt von Bordeaux nach Rom auf den Spuren von Michel de Montaigne bereist er derzeit Frankreichs Provinzen. Zur Bekämpfung der zentralistischen Bürokratie hat er eine Bewegung begründet, mit der er in den Wahlkampf um die Präsidentschaft eingreifen will. Im Gespräch mit unserem Autor Jürg Altwegg schildert er revolutionäre Zustände in Frankreich. Den Impfausweis halte er für eine Bedrohung der Grundfreiheiten, sagt Koenig und fügt an: «Dass die Franzosen im

Hochsommer gegen ihn demonstrieren, ist auch für den Rest der Welt eine gute Nachricht.» **Seite 24**

Weil in der Schweiz über die Einführung der Dienstpflicht für Frauen diskutiert wird, lohnt sich ein Blick auf Israel. Im Mittelmeerland dienen seit Jahrzehnten Soldatinnen in den Streitkräften. Ob Kampftruppen, Panzereinheiten, Infanterie oder Cyber: Alles steht ihnen offen. Um zu wissen, welche Erfahrungen Israel mit dem Einsatz von Soldatinnen gemacht hat, wie sie den Dienst in den Männerbastionen der Armee erleben und ob es richtig ist, Frauen an die Front zu lassen, sprach Pierre Heumann mit Befürwortern und Kritikern der Dienstpflicht für Frauen. **Seite 28**

Spätestens seit er im vergangenen Herbst das French Open der Junioren gewonnen hat, gilt der achtzehnjährige Emmentaler Dominic Stricker als grösste Hoffnung im Schweizer Tennis. In diesen Tagen bewegt er sich aber nicht auf einer globalen Bühne, sondern im Rahmen der Interclub-Meisterschaft in der helvetischen Tennisprovinz – als Gastspieler des TC Seeblick in Zürich Wollishofen. Unser Reporter Thomas Renggli ergriff die vielleicht letzte Gelegenheit, das Ausnahmetalent in einem solch beschaulichen Rahmen zu treffen. Eine Begegnung zwischen Grundlinie, Geranientöpfen und Gartenstühlen. **Seite 46**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Chasa Montana Hotel & Spa, Samnaun Natur und Wellness für Gourmets

Das traditionsreiche Chasa Montana im Herzen von Samnaun ist der perfekte Ausgangsort, um das internationale Ski- und Wandergebiet Silvretta Arena Samnaun/Ischgl nach Herzenslust zu erkunden. Mit der Symbiose aus Wandern, Biken, Wellness und kulinarischen Genüssen wird Ihr Aufenthalt zum unvergesslichen Erlebnis in einer einzigartigen Naturlandschaft.

Das traditionsreiche 4-Sterne-Superior-Haus zeichnet sich durch eine familiäre Atmosphäre und alpinen Charme aus. Umgeben von imposanten Dreitausendern liegt das Hotel auf 1850 Meter über dem Meer. Mit über 250 Kilometern Bike- und Wanderwegen lädt die Region zu ausgiebigen Touren ein. Mit der Gästekarte nutzen Sie alle Bergbahnen der Silvretta Arena Samnaun/Ischgl kostenfrei; E-Mountainbikes können im Hotel gratis ausgeliehen werden.

Entspannung finden sie in der grosszügigen Wellnessoase mit römischem Innenpool, Aussen-Solebecken, Grotte mit Whirlpool, Saunabereich, Dampfbad und einem professionellen Schönheits- und Massagecenter. Auch für kulinarische Abwechslung ist gesorgt: Das Gourmet-Restaurant «La Miranda» verwöhnt Sie mit Spezialitäten auf höchstem Niveau. Hausgemachte Pasta und Pizza geniessen Sie

im «La Pasta». Das Gourmetstübli «La Miranda», von Gault Millau mit 16 Punkten ausgezeichnet, überzeugt selbst feinste Gaumen. Der Weinkeller ist mit 20 000 Flaschen exzellent sortiert.

Last but not least ist Samnaun mit der hochstgelegenen Shoppingmeile Europas seit 1892 ein Zollfreiparadies. Der Grund für diesen Sonderfall ist die geographische Lage: Bis 1912 führte die einzige Zufahrtsstrasse über österreichischen Boden.



Platin-Club-Spezialangebot

«Montana Discovery Days»

Leistungen:

- 4 Nächte mit Halbpension
- Tägliches Provianttäschli zum Mitnehmen
- 1 Viergang-Dinner in der «La Miranda»-Sterneküche
- 1 Shopping-Gutschein im Wert von Fr. 50.- pro Person für unsere ZEGG-Geschäfte
- 1 Floating-Erlebnis
- 1 Weinkellerführung inklusive Aperitiv
- 1 Flasche Chasa Montana White zur Begrüssung auf dem Zimmer
- 2-stündige geführte E-Bike-Tour
- Gratis E-Bike Verleih
- Kostenfreie Nutzung der Bergbahnen
- Nutzung Montana SPA und Fitnesscenter

Spezialpreise (p.P. im Doppelzimmer):

Ab Fr. 870.- (statt Fr. 920.-)

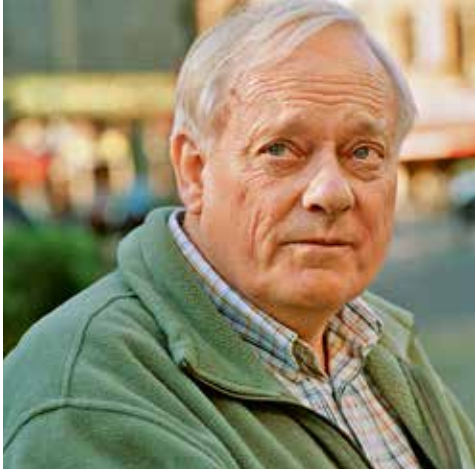
Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 081 861 90 00 oder per Mail an info@hotelchasamontana.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben. Gültig bis 17. 10. 2021.

Veranstalter:

Chasa Montana Hotel & Spa, Samnaun-Dorf
www.hotelchasamontana.ch

www.weltwoche.ch/platin-club



Bekennnis: Hamilton-Paterson. Seite 14



Feudale Anwandlungen: Verwaltung. Seite 20



Aufruhr in Frankreich: Denker Koenig. Seite 24

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Klimapolitik mit allen Tricks
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Grégoire Junod
- 10 Tagebuch Claude Cueni
- 12 Bern Bundeshaus
Wird Ruedi Noser neuer FDP-Präsident?
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Harte Lektion Vergewaltigungsopfer
James Hamilton-Paterson erzählt
- 16 Basler Vergewaltigungsfall
Dritteltisierung des Sexualstrafrechts
- 17 Personenkontrolle
- 17 Radio 1 Schawinski sendet Fake News
- 18 Mörgeli
Schlechte Spaltung, gute Spaltung
- 18 Umwelt Danke, Doris Leuthard
- 19 Peter Bodenmann
Schweiz etwas aus dem Gleichgewicht
- 20 Der neue Schweizer Adel
Beamte machen sich in Palästen breit
- 22 Armin Laschet
Das Kalkül des CDU-Kanzlerkandidaten
- 23 Murat Yakin Erich Vogel
über den neuen Nati-Trainer
- 24 «In Frankreich schwelt ein Bürgerkrieg»
Philosoph Gaspard Koenig
- 26 Amy Winehouse
Die Musikerin fehlt
- 27 Kurt W. Zimmermann
Leuchttürme auf der Redaktion
- 28 Frauen im Militär
Erfahrungen am Beispiel Israel

- 30 Ein amerikanischer Hamlet
Impfgegner Robert F. Kennedy Jr
- 31 Solarenergie Der miese Sommer
offenbart das Problem
- 32 Inquisition im rechtsfreien Raum
Scheinjustiz gegen Gottfried Locher
- 34 Subventionen für Milliardäre
Staatliche Medienförderung auf Abwegen
- 35 Inside Washington
Neuer Stern des Südens
- 36 Schwierige Annäherung
Keine Wiedervereinigung in Korea
- 37 Gedichte rezitierte er in zwölf Sprachen
Nachruf auf Peter Buser
- 38 Weshalb es die Röhre braucht
Erdgas-Pipeline Nord Stream 2
- 40 Sind 13 Medaillen viel?
Schweizer Erfolge in Tokio
- 41 Berlins blutiger Sonntag
Eskalation der Polizeigewalt
- 42 Zensur in der Schweiz Das Verbot
des Buchs über die «Zuger Sexaffäre»
- 45 Anabel Schunke
Gefährlich einseitige Vielfalt
- 46 Traum von Wimbledon
Tennishoffnung Dominic Stricker, 18
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachruf
Karl Heinz Bohrer
- 50 Beat Gygi
Spitäler müssen einfach rentieren

LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 Geständnissüchtig
Bestsellerautorin Zeruya Shalev
- 53 Bücher der Woche
- 57 Die Sprache
- 58 Hochspannung in Bayreuth
«Die Walküre» als Zäsur
- 60 Fotografie Alberto Venzago:
«Taking Pictures – Making Pictures»
- 61 Kino «Fast & Furious 9»
- 62 Klassik Salzburger Festspiele
- 62 Pop Angels & Airwaves
- 63 Jazz Silke Eberhard Trio

LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Dr. M.
- 71 Mittagessen mit ... Simone Gibertoni
- 72 Die Hippies von 2030
Idealisten in der Wüste von Nevada
- 74 Tamara Wernli
Tempus toxicum

8-Länderflussfahrten ins Naturparadies Donaudelta



MS Thurgau Silence ☀☀☀☀ Passau–Donaudelta–Budapest–Passau

15 Tage ab
CHF 1390* p.P.

- 1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau** Individuelle Anreise. Busfahrt nach Passau und Einschiffung.
- 2. Tag Wien** Fahrt durch die Wachau nach Wien. Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch die charmante Kaiserstadt.
- 3. Tag Puszta** Ausflug⁽¹⁾ in die Puszta mit traditioneller Reitvorführung. Wiedereinschiffung in Kalocsa.
- 4. Tag Belgrad** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch Belgrad und Besuch der beeindruckenden Festung Kalemegdan.
- 5. Tag Flusstag** Schifffahrt durch das «Eiserne Tor».
- 6. Tag Bukarest** Ausflug⁽¹⁾ nach Bukarest mit Rundfahrt/-gang. Rückfahrt zum Schiff nach Fetesti.
- 7. Tag Donaudelta** Rundfahrt⁽¹⁾ mit Ausflugsbooten durch das obere Donaudelta oder Rundfahrt Delta intensiv⁽³⁾ mit Schnellbooten.
- 8. Tag Rouse** Besuch des Höhlenklosters Basarowski⁽¹⁾ und Rundfahrt/-gang durch Rouse.
- 9. Tag Flusstag** Passage des «Eisernen Tores».
- 10. Tag Belgrad–Novi Sad** Ausflug⁽¹⁾ nach Novi Sad mit Halt beim Kloster Krusedol. Rundfahrt/-gang und Besuch der Wehranlage Petrovaradin.
- 11. Tag Mohács** Ausflug⁽¹⁾ ins mediterrane Pécs.
- 12. Tag Budapest** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch Budapest. Rundgang im Burgenviertel und freie Zeit in der Markthalle. Am Nachmittag Zeit zur freien Verfügung.
- 13. Tag Bratislava** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch Bratislava mit Fahrt zur Burg und Aussicht auf die Donau.
- 14. Tag Weissenkirchen** Ausflug⁽¹⁾ zum Stift Melk. Busfahrt durch die Wachau und Führung durch die imposante Anlage des barocken Benediktinerstifts.
- 15. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung und Busfahrt in die Schweiz. Individuelle Heimreise.



Eisernes Tor, Taldurchbruch beim Kloster Mraconia

Abreisdaten 2021 **Es het solangs het Rabatt**
29.08. 1000 26.09. 1000 17.10. 1800

Abreisdaten 2022 **Es het solangs het Rabatt**
15.05. 1000 03.07. 1100 28.08. 1000 16.10. 1800
12.06. 1000 31.07. 1100 25.09. 1000

Unsere Leistungen: Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord, Bustransfer Zürich/St. Margrethen–Passau v.v., Thurgau Travel Kreuzfahrtsleitung, Audio-Set bei allen Ausflügen

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise nach/von Zürich/St. Margrethen, Verpflegung während der Busfahrt, Versicherungen, Ausflüge, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 5–7 p.P./Tag), Auftragspauschale CHF 35 pro Rechnung (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Standard Hauptdeck	3190
2-Bettkabine Standard Mitteldeck, franz. Balkon	3590
2-Bettkabine Standard Oberdeck, franz. Balkon	3790
2-Bettkabine Superieur Mitteldeck, franz. Balkon	3990
2-Bettkabine Superieur Oberdeck, franz. Balkon	4190
Zuschlag Alleinbenutzung Standard	290
Zuschlag Alleinbenutzung Superieur Mitteldeck	1090
Zuschlag Alleinbenutzung Superieur Oberdeck	0
Ausflugspaket (11 Ausflüge)	395
Zuschlag Ausflug Donaudelta intensiv	45
Jahresversicherung Allianz Einzel	139
Jahresversicherung Allianz Familie	229



MS Thurgau Silence****

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽²⁾ Gegen Aufpreis zum Ausflugspaket vorab buchbar | Programmänderungen vorbehalten | *Günstigste Kategorie, Rabatt bereits abgezogen

Weitere attraktive Reiseangebote!

8 Tage ab
CHF 490* p.P.



Naturspektakel entlang des Rheins Basel–Amsterdam–Basel MS Edelweiss ☀☀☀☀+

- ☀ Grachtenstadt Amsterdam
- ☀ Vulkanmuseum Lava-Dome
- ☀ Europastadt Strasbourg

Abreisdaten 2021

21.08./28.08./11.09./18.09./02.10./09.10./16.10./30.10./20.11./19.12./26.12.

Abreisdaten 2022

12.03./26.03./02.04./09.04./16.04./23.04./14.05./ weitere Reisedaten online

6 Tage ab
CHF 740* p.P.



Flussduett auf Rhein und Mosel Basel–Speyer–Cochem–Basel MS Thurgau Ultra ☀☀☀☀+

- ☀ Romantischer Rhein
- ☀ Bezauberndes Winzerstädtchen Cochem
- ☀ Bequem ab/bis Basel

Abreisdaten 2021

25.08./30.08./04.09./09.09./14.09./19.09./24.09./29.09./04.10./09.10./14.10./19.10./24.10.

8 Tage ab
CHF 990* p.P.



Südfrankreich auf Rhône und Saône Lyon–Arles–Avignon–Lyon MS Thurgau Rhône ☀☀☀☀+

- ☀ Lyon «Stadt der Lichter»
- ☀ Naturparadies Camargue
- ☀ Papstpalast Avignon und Pont d'Avignon

Abreisdaten 2021

18.08./25.08./01.09./08.09./15.09./22.09./29.09./06.10./13.10./20.10./27.10./03.11.



Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch
Gratis-Nr. 0800 626 550

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Thurgau Travel *

Pionier für weltweite Flusskreuzfahrten

Klimapolitik mit allen Tricks

Der Weltklimarat treibt sein Marketing auf die Spitze, um Alarmstimmung zu verbreiten. Er geht zu weit.

Beat Gygi

Der Alarm hallt nach; zu Wochenbeginn ist er losgegangen, als der Uno-Weltklimarat den neuesten Bericht zum Zustand der Welt vorstellte. In einer grossen Online-Medienkonferenz führte der Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) dem Publikum vor, wie schlimm es um das Klima stehe. Immer wieder habe der IPCC gewarnt, aber jetzt sei die Erde wirklich in Not, x-mal kam diese Botschaft über den Bildschirm. Es war eine erstklassige Verkaufsveranstaltung, auch für die grosse Uno-Klimakonferenz im November in Glasgow, die Medien geben jetzt den Alarm millionenfach schrill weiter.

Grell war der Kontrast: Die Medienkonferenz bot vor allem emotionale Appelle, dramatische Darlegungen von Klimaexpertinnen, die Ohren öffnen müsse man, nichts zu tun, sei viel teurer, als sofort zu handeln, man sei schon mitten im Klimawandel, der sich beschleunige. Die inhaltliche Grundlage des Auftritts dagegen war kühle Wissenschaft, die Exaktheit ausstrahlen soll: der Bericht «Climate Change 2021» der Arbeitsgruppe I des IPCC.

Abwegiges Extremszenario

Deren Aufgabe ist es, die physikalischen, wissenschaftlichen Grundlagen des Klimawandels, den Wissensstand der Welt darzustellen, etwa zu CO₂-Kreislauf, Temperatur, Meeresspiegel. Es ist die sechste Berichtsrunde des IPCC seit seiner Gründung 1988. Die ganze vorige Woche hatten über 700 Teilnehmer online Unterlagen und Formulierungen ausgeknobelt. Das Produkt ist jetzt die von den Regierungen abgesegnete, fast 4000-seitige Sammlung von Informationen zum Klima. Die Schweizer Delegation führte Chef-Umweltwissenschaftler José Romero vom Bundesamt für Umwelt an.

Daneben befasst sich die Arbeitsgruppe II mit Auswirkungen des Klimawandels, Anpassungen und Verwundbarkeit, und die Gruppe III hat das Thema «Milderung des Wandels». Das tönt trocken, machte jetzt aber einen Marketing-Trick möglich: Dieses Mal frisst die Arbeitsgruppe I über den Hag ins Gebiet II und macht Folgen des Klimawandels wie Extremereignisse, Hitze, Trockenheit, Stürme, Feuer zum Thema. Häufig-

keiten und Intensitäten seien am Steigen, heisst es, gierig nehmen die Medien das auf.

Damit hat die Verkaufsorganisation IPCC ihr Problem gelöst, dass sie im Spezialbericht von 2012 einen Zusammenhang zwischen Extremereignissen und Erderwärmung noch verneint hatte. Jetzt ist das Problem weg, jetzt kann jedes Unwetter mit dem Klima in Bezug gebracht werden, und zwar mit Hinweis auf den IPCC, da ist eine Lawine zu erwarten.

Das Spektakuläre war nötig, weil die neuen IPCC-Prognosen zur Temperaturentwicklung nicht dramatisch wirken. Dass die Durch-

Das Spektakuläre war nötig, weil die neuen IPCC-Prognosen nicht dramatisch wirken.

schnittstemperatur der Erde gegenüber den 1850er Jahren um 1,1 Grad gestiegen ist, unterscheidet sich wenig vom Bericht von 2013, und auch für die nächsten Jahrzehnte sind die realistischeren Szenarien in der Prognose wenig spektakulär – abgesehen von einem abwegigen Extremszenario mit enormer Erhitzung.

Unangenehm war für den Klimarat auch, dass seine wissenschaftlichen Klimamodelle laut Beobachtern zum Teil völlig widersprüchliche Ergebnisse lieferten und unbrauchbar waren. Der IPCC verspricht nun, man habe die Modelle verbessert – und alles in allem bleibt der Bericht bei der alten Drohkulisse, dass im Laufe dieses

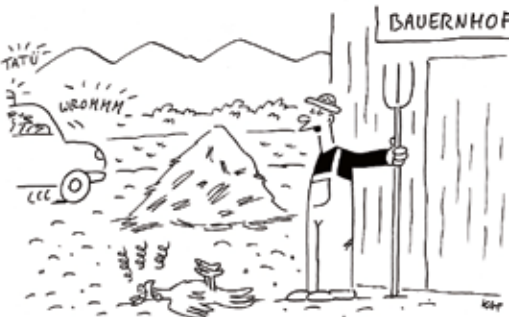
Jahrhunderts die Erwärmung um 1,5 oder 2 Grad überschritten werde, wenn die CO₂-Emissionen nicht drastisch gedrosselt würden.

Eine ganze Periode wurde gestrichen

Dass die ausgewiesene Temperatursteigerung überhaupt zustande kommt, hängt mit einem besonderen Marketing-Kniff zusammen, der seit je Teil der Geschäftsgrundlage des IPCC ist, aber in der breiten Öffentlichkeit wenig zur Sprache kommt: Gemessen wird nämlich seit der Zeit um 1850, als die sogenannte Kleine Eiszeit zu Ende ging, eine lange Kälteperiode, die in Europa unwirtliche Lebensbedingungen mit karger Landwirtschaft bedeutet hatte. Da der Anfangspunkt auf den kältesten Punkt der jüngeren Vergangenheit gelegt wird, kann der IPCC eine viel steilere Temperaturentwicklung darstellen, als wenn der Durchschnitt über ganz lange Perioden als Vergleich dienen würde. Diese Verzerrung hat sich verfestigt.

Neu kommt aber offenbar eine ganz kühne Art der Vergangenheitsmanipulation hinzu. Fritz Vahrenholt, promovierter Chemiker, Honorarprofessor an der Universität Hamburg und zusammen mit dem Wissenschaftler Sebastian Lüning Autor des Buches «Unerwünschte Wahrheiten» (2020), kritisiert am IPCC-Bericht gleich die allererste Grafik in der Zusammenfassung für Politiker. Diese Grafik bildet den Temperaturverlauf auf der Erde in den zurückliegenden 2000 Jahren ab und zeigt einen vom Jahr 1 bis etwas nach 1850 einen leicht sinkenden Trend, dann dreht die Kurve nach oben. Wie ein Hockeyschläger.

Wo ist das Problem? Der Klimarat, so Vahrenholt, habe die mittelalterliche Wärmeperiode von 900 bis 1200 einfach aus dem Klimabericht und damit aus dem Klimagedächtnis gestrichen. So könne er nun behaupten, dass es seit 125 000 Jahren noch nie so warm gewesen sei wie in jüngster Zeit. Tatsächlich, im IPCC-Bericht von 2013 findet sich noch eine ganz andere Darstellung, in der die Temperaturen zwischen 900 und 1200 ähnlich hoch sind wie vor dem Jahr 2000. Man muss sagen: Diesen Hügel zu beseitigen, ist nicht mehr einfach nur Marketing.



„Bleibt der Hahn mal auf der Strecke, kommt der Notarzt um die Ecke...“

Lieber Grégoire Junod

Sie sind als Stadtpräsident von Lausanne ein patentes Beispiel für die moralische Überheblichkeit rot-grün regierter Städte. Seit drei Jahren ist das Betteln im Kanton Waadt verboten. Ein Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte, gemäss dem das Verbot gegen Menschenrechte verstösst, hat die Waadtländer Kantonsregierung nicht umgestimmt. Das Verbot bleibt, denn es liegt nicht in der Kompetenz des Regierungsrates, dieses umzustossen. Das müsste das Parlament tun.

Was für den ganzen Kanton gilt, scheint Ihre rot-grüne Stadtregierung aber glatt zu ignorieren. Seit einigen Wochen sind die Roma-Bettler-Clans wieder da, am Markttag lagern nicht weniger als acht Bettler im Zentrum, eine Bettlerin hat sich sogar direkt unter Ihrem Büro vor dem Stadthaus gemütlich eingerichtet, mit dem Spruch «J'ai faim» auf einem Karton und dem Bild eines Babys, das die Herzen erweichen soll.



Laisser-faire der Stadtpolizei:
Politiker Junod.

Bewohner beklagten sich in der Lokalpresse, dass die «hungrigen» Bettler genervt reagierten, wenn man ihnen frische Speisen reiche. Item. Ihre Polizei tut alles, um den Autofahrern in der Stadt das Leben schwerzumachen. Wer in einer blauen Zone zehn Minuten zu lang parkiert, wird gleich gebüsst. Okay. Aber um das

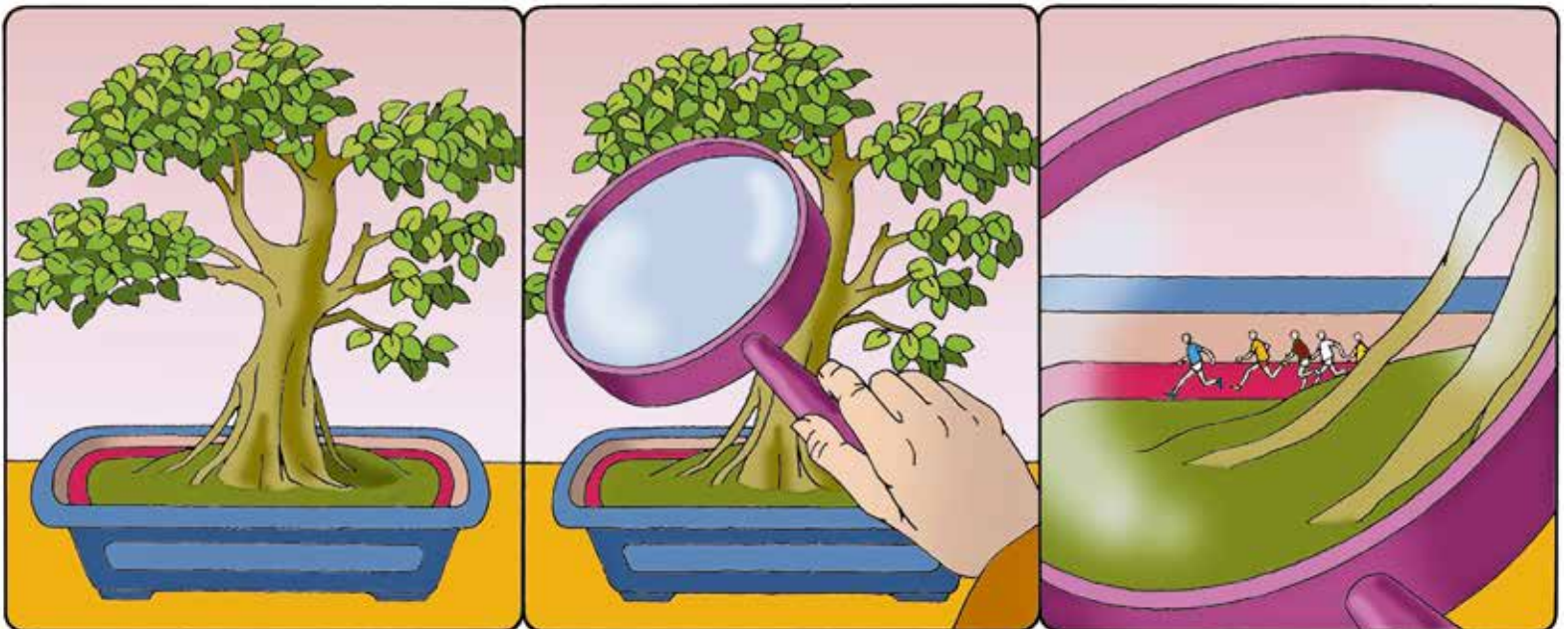
Bettelverbot foutieren sich Ihre Beamten. Auf dem Boden sitzende oder die Passanten direkt ansprechende Roma-Bettler werden nicht verzeigt.

Dieses Laisser-faire der Stadtpolizei ist nur mit dem Einverständnis der politischen Behörden möglich. Es ist ja bekannt, dass Ihre sozialdemokratischen Parteikolleginnen finden, man müsse halt die Misere dieser Welt auch in den Strassen des reichen Lausanne sichtbar machen. Für diese Inszenierung eignen sich Roma-Bettler hervorragend.

Wundern Sie sich noch, dass die Bevölkerung der umliegenden Gemeinden, wo das Bettelverbot durchgesetzt wird, nur kopfschüttelnd durch die Strassen ihrer Stadt spaziert? Und die politische Rechte solches Verhalten mit gutem Grund anprangert?

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Claude Cueni



Im Mai erhielt ich meine zweite Pfizer/Biontech-Impfung. Jeder hat sein eigenes Risikoprofil und wägt ab. Da ich seit einer leukämiebedingten Knochenmarktransplantation immunsupprimiert bin und sechs der neun gelisteten Vorerkrankungen habe, hielt ich in meinem Fall das Risiko einer Impfung für das kleinere Übel. Hatte ich Nebenwirkungen? Vor dreissig Jahren hätte ich gesagt: O ja, es war schrecklich. Heute sage ich: Nicht der Rede wert. Die chronische Fatigue von Krebskranken nach einer Transplantation ist Long Covid hoch zehn. In einer Studie klagten 40 Prozent der Placebogruppe über Nebenwirkungen ... «Generation beleidigt» ist auch «Generation wehleidig». Man fragt sich manchmal, wie unsere Vorfahren den Zweiten Weltkrieg durchgestanden haben.

In meinem Bekanntenkreis werden viele gegensätzliche Standpunkte vertreten. Ich habe damit kein Problem. Die einen misstrauen einem Impfstoff, der im «beschleunigten Verfahren» zugelassen wurde, andere vertrauen dem Wohlwollen der Götter, Geschichtslose wännen sich in einer Nazi-Diktatur und wieder andere lehnen die Eingriffe in unsere Grundrechte ab. Der Ton wird gehässiger. Ich halte es für eine zeitgeistbedingte Unreife, dass manche glauben, sie könnten nur mit Leuten befreundet sein, die zu 100 Prozent ihre Meinung teilen. Niemand ist das Mass aller Dinge. Selbst auf einem Dating-Portal wird man kaum jemanden mit hundert Matching-Punkten finden.

Es gibt jedoch eine Gemeinsamkeit: den enormen Vertrauensverlust in Politik, Medien und Wissenschaft. Alain Berset und seine Task-Force haben zu oft die Unwahrheit gesagt. Wissenschaftler widersprechen

sich im Stundentakt. Einige deutsche Kliniken melden falsche Zahlen, weil sie für jedes belegte Intensivbett staatliche Zuschüsse erhalten. Medien richten sich nach der Dramaturgie erfolgreicher TV-Serien: Eine Staffel folgt der nächsten, eine Angstkampagne löst die nächste ab, Horrorvisionen im Konjunktiv, das nächste Virus könnte das Schlimmste sein.

Es ist auch für mich mittlerweile irrelevant, was Alain Berset und seine Task-Force verkünden. Ich halte mich an meine Vertrauensärzte. In meinem Bekanntenkreis arbeiten viele im Gesundheitswesen. Mit einer Ausnahme sind alle geimpft. Zwei Monate nach der zweiten Impfung hatte ich die maximale Anzahl Antikörper. Wie lange noch? Sechs Monate, zwölf Monate, lebenslänglich? Die Angaben wechseln wie die wöchentlichen Lottozahlen. Mittlerweile sind alle Risikogruppen und jene, die sich impfen lassen wollten, geimpft. Was nun?

Ich bin mir durchaus bewusst, dass die Pandemie dreist missbraucht wird, um, wie es Wolfgang Schäuble in einem Interview formulierte, Dinge durchzusetzen, die ohne Pandemie nicht möglich gewesen wären (*Hannoversche Allgemeine*, 21. 8. 2020). Die Pandemie kann langfristig einen Vorwand liefern, um den von Klaus Schwab geforderten «Great Reset» durchzusetzen, eine grüne Variante des chinesischen Social-Credit-Systems ohne Bargeld. Ist das denkbar? Obwohl ich gegen die Abschaffung des Bargeldes bin (weil sie den gläsernen Bürger schafft), bezahle ich aus hygienischen Gründen nur noch mit der Karte ...

Fazit: *Slow down*. Jeder hat sein eigenes Risiko-profil. Abhängig von Alter und Gesundheitszustand. Wer eine andere Meinung hat, ist kein Feind. Die Pandemie wird vorbeigehen. Kein Grund für Gehässigkeiten gegenüber Anders-

denkenden. In einem demokratischen Rechtsstaat kann man an der Urne jene abstrafen, die sich an der plötzlichen Macht-fülle berauscht haben.

Dienstag, 3. August: Jetzt, wo ich geimpft bin und nach beinahe zwei Jahren freiwilliger Quarantäne wieder mit Dina im Freien spazieren kann, kaufen wir uns bei Orell Füssli einen Schweizer Hotelführer. Inmitten von Büchern stapeln sich die wunderbaren amerikanischen Peanut Butter Cups von Reese. Steht es so schlecht um den Buchhandel, dass man diversifizieren muss? Dem-nächst Zahnbürsten und Kartoffelschäler?

Montag, 9. August: Auch Greta Thunberg, 18, muss diversifizieren. Ihr Eventmanager Svante Thunberg weiss Rat. Greta posiert als Cover-Girl der skandinavischen *Vogue*-Ausgabe. Der «alte, weisse Mann» Alexandrov Klum hat sie als esoterische Hohepriesterin im Märchenwald in Szene gesetzt. Das Porträt verfasste Tom Pat-tinson, ein Mann von «toxischer Männlichkeit». Greta trägt laut eigenen Angaben dem Klima zuliebe nur Secondhand-Klamotten, die irgendwelche «Klimasäue» einst neu gekauft haben. War auch die Hochsee-Renn-jacht «Malizia II» vom Trödlermarkt? Pat-tinson zitiert Greta: «In der einen Sekunde werde ich von meinen Eltern kontrolliert, ich kann nicht selbständig denken; in der nächsten Sekunde bin ich ein böses, manipu-latives kleines Kind.»

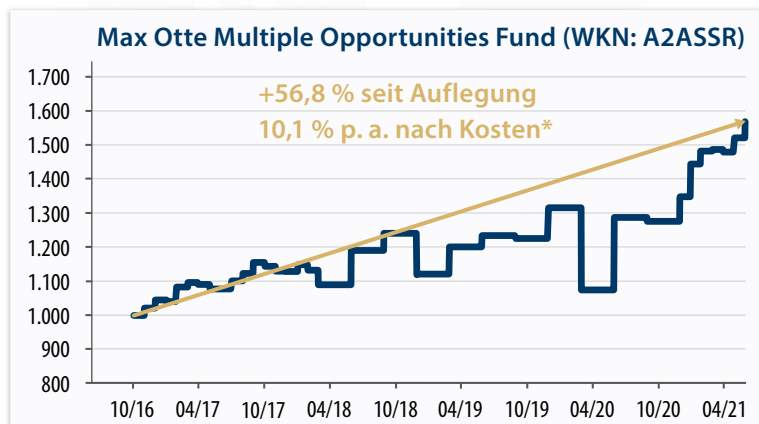
Claude Cueni, 65, ist Schriftsteller und lebt in Basel. Zuletzt erschienen bei Nagel & Kimche «Genesis – Pandemie aus dem Eis» (2020) und «Hotel California» (2021).



Der Max Otte Multiple Opportunities Fund (WKN: A2ASSR): Aktien, Gold und Silber aus einer Hand, und das in Liechtenstein

Mit dem **Max Otte Multiple Opportunities Fund** bieten wir Ihnen die Möglichkeit, in Deutschland (als professioneller Investor ab 100.000 €/CHF) oder Liechtenstein (als professioneller Investor oder Privatinvestor ab 50.000 €/CHF) an unserem wertorientierten Investmentansatz der Königsanalyse® nach Prof. Dr. Max Otte zu profitieren. Zudem können Sie Ihr Vermögen rechtssicher in einem stabilen Land außerhalb der Europäischen Union anlegen.

Jetzt auch als CHF Tranche mit der WKN: A3CU4B – unser volles Liechtensteinpaket!



Umfassender Investmentansatz aus einer Hand

- konzentriertes Portfolio mit Aktien von Top-Unternehmen
- Physisches Gold & Silber, sicher verwahrt in der Schweiz und in Liechtenstein
- Anleihen (möglich), Liquidität

* Die gemachten Renditeangaben sowie Angaben zu vergangenheitsbezogenen Daten sind keine Gewähr und kein verlässlicher Indikator für künftige Entwicklungen.

Der **Max Otte Multiple Opportunities Fund** ist ein alternativer Investmentfonds (AIF), der in Aktien, physisches Gold & Silber, Anleihen und Liquidität investieren darf. Dabei können wir Einzelpositionen bis zu 20 % des Fondsvermögens eingehen und somit von den starken Kursentwicklungen unserer Beteiligungen länger profitieren. Unser Erfolgsrezept: sorgfältige Kapitalmarktanalysen, ein langfristiger Ansatz und der Mut, Chancen zu nutzen und auch größere Positionen einzugehen.



Standort Liechtenstein

- Politisch und wirtschaftlich stabil
- Keine „dubiose Steueroase“
- Industriestandort (noch vor Finanzen!)
- Keine Staatsschulden, aufgeräumte Banken
- Keine EU-/Euro-Zugehörigkeit, CHF als Währung



Alan Gałeczki

- Verantwortlicher Fondsmanager und Senior Analyst
- Seit über zehn Jahren leidenschaftlicher Langfristinvestor
- Partner PI Privatinvestor Kapitalanlage GmbH



Philipp Schäferhoff

- Vertriebsleiter

Kontakt & Informationen:

Tel.: +49 221 98 65 33 94

E-Mail: schaeferhoff@pi-kapitalanlage.de

Vor Erwerb von Anteilen des jeweiligen Fonds sollten Sie sich vergewissern, dass der gewählte Fonds für Sie geeignet ist. Hierzu informieren Sie sich am besten vollständig und eingehend über dessen Vermögenswerte, Funktionsweise, Risiken und Hintergründe und prüfen den Prospekt, die Emissionsunterlagen und Berichte.

Wird Ruedi Noser neuer FDP-Präsident?

Die freisinnige NZZ wünscht sich einen Kandidaten vom rechten Flügel als Parteichef. Stattdessen kursiert nun der Name eines Ständerats mit grünen Neigungen.

Wenn die NZZ der FDP Ratschläge erteilt, müssten bei den Freisinnigen eigentlich alle Alarmglocken läuten. Das Zürcher Traditionsblatt lässt der Partei seit Jahren gutgemeinte Tipps zukommen, wie sie wieder auf die Beine kommen soll. Parallel zu den Empfehlungen von der Falkenstrasse verläuft der Abstieg der FDP. Diese Woche riet die Zeitung, dass nach dem Scheitern des CO₂-Gesetzes vor dem Volk und des Rahmenvertrags «aus strategischer Logik» ein Vertreter des rechten Flügels die Verantwortung übernehmen müsste. Das ist bemerkenswert. Denn es war ausgerechnet die ehemals stramm bürgerliche NZZ, die für eine Zustimmung zum milliardenteuren Klimaprojekt warb. Und dieselbe Redaktion trommelte auch jahrelang an vorderster Front für eine Zustimmung zum EU-Deal.

Dabei ist die Rechnung eigentlich schnell gemacht: Einen Freisinn, wie ihn Noch-Präsidentin Petra Gössi und ihre Getreuen wollten, goutierten die Wähler nicht. Obwohl die Schwyzer Nationalrätin ihr ganzes Prestige in die Waagschale warf und die FDP den Abstimmungskampf diktierte und verantwortete, folgten Gössi und ihren Leuten nur 37 Prozent der Basis. Das ergab jüngst die Nachwahlbefragung Vox. Auch bei den kantonalen Wahlen stand der «Gössi-Freisinn» in den letzten Monaten auf verlorenem Posten. Das mag man persönlich bedauern oder nicht, die Fakten sprechen eine eindeutige Sprache.

Dobler spricht schlecht Französisch

Dass jetzt viele fordern, die Partei solle sich nach diesen Fiaskos wieder bürgerlicher positionieren, scheint deshalb logisch und nachvollziehbar. Nur, einfach wird das nicht. Die möglichen Kandidaten im rechten Lager kämpfen mit Handicaps. Bereits klar ist, dass Marcel Dobler ins Rennen steigt. Der St. Galler Nationalrat hat in seinen ersten sechs Jahren im Bundeshaus zwar keine Stricke zerrissen. Bei den zentralen Dossiers – Europa und Klima – blieb er jedoch konsequent kritisch zur Parteilinie. Dazu wurde der Rapperswiler im IT-Handel reich und ist Unternehmer – eine Funktion,



Kontinuität: Ständerat Noser.

die einem FDP-Kader immer gut ansteht. Bei der Ankündigung der Kandidatur unterlief Dobler allerdings ein Patzer mit Folgen. Er erklärte, dass er nur antrete, wenn ein Co-Präsidium zustande komme, vorzugsweise mit einer Westschweizerin. Dieser Schritt sorgte in der Partei für Kopfschütteln. Erstens, weil

Als Unterstützer der Gletscher-Initiative steht er für den grünen «Gössi-Freisinn».

erwartet wurde, dass der ehemalige Teamsportler (Schweizer Meister im Bob) nur dann eine solche Auflage macht, wenn er eine Kandidatin präsentieren kann. Und zweitens halten viele Freisinnigen ein Doppelpräsidium für die falsche Lösung. Führungsverantwortung könne nicht geteilt werden, heisst es. Ein Grund, weshalb Dobler diesen Ansatz wählte, ist wie so oft in der Politik profaner Natur: Er spricht offenbar nicht besonders gut Französisch und ist deshalb darauf angewiesen, dass ihm jemand die Auftritte westlich der Saane abnimmt. Der andere Name aus dem rechten Flügel, der kur-

siert, ist Thierry Burkart. Doch viele in der FDP zweifeln, ob der Aargauer Ständerat tatsächlich Ernst macht. Der Jurist gilt als politischer Durchstarter, dem bisher fast alles gelang. Will er sich auf den Schleuderstuhl setzen und sich dieser exponierten, undankbaren Aufgabe stellen? Kann der Strahlemann mit der Kritik umgehen, die unweigerlich auf ihn niederprasseln würde?

Dazu kommt, dass er als Zentralpräsident des Nutzfahrzeugverbandes Astag amtiert. Ein Job, der dem Verkehrspolitiker wichtig ist. Würde Burkart an die Spitze der Freisinnigen gewählt, müsste er diese bezahlte Aufgabe wohl abgeben. Sicher scheint, dass der Rechtsanwalt nur dann an den Start geht, wenn er 100 Prozent sicher ist, dass er am Schluss als Sieger dastehen wird. Eine erfolglose Kandidatur für das Präsidium würde ewig an ihm haften bleiben.

Was in den letzten Tagen für Missverständnisse und Spekulationen sorgte: Burkart trat wie andere Parteischwergewichte vor der Findungskommission auf. Dabei präsentierte er seine Vorschläge, wie es mit der Parteileitung weitergehen könnte. Dass er und andere ihre Ideen einreichten, heisst aber noch nicht, dass sie am Schluss ins Rennen einsteigen.

Überraschung?

Was sich heute schon sagen lässt: Die Personaldecke der Freisinnigen für diesen Verschleissposten ist dünn. Kein Wunder, sagen Insider, dass am Schluss vielleicht gar eine Überraschung passieren könnte und ein altes Schlachtross übernehmen müsste.

Ein Name, der diese Woche im Bundeshaus kursierte, ist Ruedi Noser. Der Zürcher Ständerat und Unternehmer kennt die Bundeshauspolitik aus dem Effeff, ist bestens vernetzt und würde auf jeden Fall für Kontinuität sorgen. Als Unterstützer der Gletscher-Initiative steht er für den grünen «Gössi-Freisinn». Selber bezeichnet er sich als Vorreiter für «pragmatische Lösungen und eine liberale Politik, ohne ideologische Scheuklappen» – was auch immer das bedeuten mag.

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Stephen Kings neues Buch ist da. Es heisst «Billy Summers» und wird manche Leute kaltlassen. Viele andere ziehen sich für 48 Stunden aus dem Leben zurück und werden zu Bewohnern von Kings unheimlichen Gedankenwelten. Es gibt kaum einen Menschen, dessen Ängste und Obsessionen sich in mehr Köpfen festsetzen.

Was ist Schreiben?

«Telepathie natürlich», sagt King.

Er ist der «King of Horror», so wie Michael Jackson der «King of Pop» war: der Grösste seines Fachs.

Seit den siebziger Jahren veröffentlichte Stephen King über sechzig Romane, mehr als einen pro Jahr. Viele davon schafften es auf Platz eins der *New York Times*-Bestsellerliste. Das ist, als würden die Bee Gees immer noch die Billboard-Charts dominieren und Francis Ford Coppola an der Oscar-Verleihung abräumen. «Ich schreibe so lange, wie der Leser davon überzeugt ist, in den Händen eines erstklassigen Wahnsinnigen zu sein», sagt King, 73.

Was ist sein Geheimnis?

Wie fesselt er seine Leser?

«Die Leute lesen gern über Arbeit. Der Himmel weiss, warum, aber es stimmt.»

In seinem neuen Buch schreibt King über die Arbeit eines Auftragskillers. Ein ähnliches Motiv wählte er schon 2011, als er einen Roman über die Kennedy-Ermordung vorlegte («Der Anschlag»). Die Literaturredaktion der *New York Times* wählte das Buch zu den zehn besten des Jahres. Ein halbes Menschenleben nachdem King die Köpfe seiner Leser erobert hatte, knackte er damit auch eine Zentralfestung des amerikanischen Geisteslebens.

Zurückhaltender blieb das sogenannte Feuilleton, das trotz französischem Namen eine zutiefst deutsche Form der Kulturberichterstattung ist. In dieser Welt, in der Kunst im Zweifel ernst zu sein hat, galt King lange als Trivialautor, kaum zu Kunsthandwerk fähig, von grosser Literatur ganz zu schweigen. Höchstens einzelne Buchverfilmungen («Shining», «Die Verurteilten») fanden hier und dort scheue Anerkennung.

Nun zeichnet sich auch in diesen Republiken des Geistes eine Zeitenwende ab. Die erste Hälfte von «Billy Summers» sei «beinahe unfassbar grossartig», berichtet die *Welt am Sonntag*.

*Erfolgswunder Stephen King:
Seit einem halben Jahrhundert
steht er an der Spitze seines Fachs.*

Und die *Rheinische Post* teilt mit, sie würde King gleich den Nobelpreis für Literatur verleihen.

Der Gerühmte übt sich in Bescheidenheit. Er habe ein neues Buch draussen, schreibt er auf Twitter. «Ich denke, es ist gut.» Dann verbreitet er wieder Bilder aus seinem Alltag, darunter das Paar Turnschuhe, mit denen er in fünf Jahren über 10 000 Kilometer zurückgelegt hat.

Unterdessen ist «Billy Summers» bei Amazon der meistverkaufte Roman der Woche. Wieder einmal stürmte Stephen King im Nullkommantischen an die Spitze.

Hätte er an den Olympischen Spielen von Tokio teilgenommen, dann in der Königsdisziplin Leichtathletik. Es ist, als lief er einen Marathon im Tempo eines Sprinters. Seine andauernden Höchstleistungen seit einem halben Jahrhundert haben etwas Unwirkliches, so wie viele seiner Geschichten.

Karl Heinz Bohrer ist gestorben. Auch wer nie von ihm gehört hat, kennt seine bekanntesten Wortschöpfungen. Dazu zählt die «Tiefe des Raumes». Sie stammt aus dem Essay «Wembley» und bezieht sich auf einen Fussballmatch zwischen England und Deutschland im Jahr 1972, zur Glanzzeit des Mittelfeldspielers Günter Netzer.

Bohrer schrieb: «Der aus der Tiefe des Raumes plötzlich vorstossende Netzer hatte <thrill>. <Thrill>, das ist das Ergebnis, das nicht erwartete Manöver; das ist die Verwandlung von Geometrie in Energie, die vor Glück wahnsinnig machende Explosion im Strafraum, <thrill>, das ist die Vollstreckung schlechthin, der Anfang und das Ende.»

Noch bekannter ist sein «Gutmensch». Als Herausgeber der Intellektuellenzeitschrift *Merkur* schickte Bohrer einen Essay über Provinzialismus und die «westdeutsche Schaumsprachigkeit» aus seinem Wohnort London an Kurt Scheel in der Münchner Redaktion. Es war im Jahr 1992, die Zeit nach der Wiedervereinigung.

«Vielleicht wäre es am besten, der *Merkur* legte in Zukunft ein kleines «Wörterbuch des guten Menschen» an», schrieb Bohrer. «Dahinein gehörten <die Mauer im Kopf niederreissen> oder <Streitkultur> oder <eigen-sinnig> oder <Querdenker>.»

Der glänzende Redigierer Scheel machte aus dem «guten Menschen» den «Gutmenschen», weil er fand, das klinge «tref-fender, polemischer». Er hatte recht. Schon acht Jahre später stand das Wort im Duden. Es hatte eben «thrill».

Mehr zum Thema: Seite 49

«Mon dieu, wie habe ich diesen Autor geliebt!»:

Nachruf von Klaus J. Stöhlker auf Karl Heinz Bohrer.

Harte Lektion

Der britische Schriftsteller James Hamilton-Paterson wurde 1966 in Libyen vergewaltigt. Eine Frage beschäftigt ihn bis heute: «War ich am Ende mitschuldig?»

James Hamilton-Paterson

Als ich mir im Februar 1999 eines Morgens die Haare schneiden liess, hatte ich das Pech, in eines jener Coiffeur-Salon-Gespräche verwickelt zu werden, die hier in Italien einfach zum Leben gehören. Das grosse Thema an jenem Morgen war die am Vortag gefallene berühmte Entscheidung des Obersten Gerichtshofs Italiens, die Verurteilung eines 45-jährigen Fahrlehrers wegen der Vergewaltigung seiner 18-jährigen Schülerin aufzuheben. Die junge Frau hatte Jeans getragen, und die Richter waren der Meinung, Jeans liessen sich ohne die Einwilligung der Trägerin oder des Trägers nicht ausziehen.

Die unter lauter Männern geführte Diskussion beim Coiffeur verlief ziemlich voraussehbar, doch der Oberste Gerichtshof hatte hier definitiv nichts zu bestellen. Vielmehr vertrat die eindeutige Mehrheit die Ansicht, heutzutage, da so viele gewalttätige Verrückte unterwegs seien, sollte eine Frau in dieser Situation sich gescheiter nicht zu heftig wehren, da sie sonst umgebracht werden könnte. Das Problem dabei, meinte ein vernünftiger Kunde, sei, wie ein Gericht davon überzeugt werden könne, dass wer darum bitte, nicht umgebracht zu werden, dadurch nicht darum bitte, vergewaltigt zu werden.

Während mir die Haarschneidemaschine um die Ohren surrte, erinnerte ich mich, dass ein britischer Richter am Obersten Gerichtshof in den achtziger Jahren behauptet hatte, die meisten Frauen wünschten sich insgeheim, mit Gewalt genommen zu werden. Ich erinnerte mich auch an ein ernstes Gespräch bei einer Abendgesellschaft, in dessen Verlauf zu Recht beklagt wurde, dass ebendieser Mann von einem Vergewaltigungsoffer gesagt hatte, die Frau habe «es ja so gewollt».

Dennoch, sagte ich, reiche das Recht jeder Bürgerin und jedes Bürgers, nicht vergewaltigt zu werden, in der richtigen Welt nicht aus; als Erwachsener müsse man gelegentlich Verantwortung für das übernehmen, was einem widerfahre. Ich wurde entrüstet niedergezischt, und eine streitlustige Frau ging so weit, vehement und unvorsichtigerweise von meiner ty-

pisch männlichen Unsensibilität gegenüber dem Thema Vergewaltigung zu sprechen. Es hat mich seither immer wieder gewurmt, dass ich damals, mindestens so sehr aus Zaghaftheit wie aus Anstand, die perfekte Entgegnung für mich behielt. Denn zum Glück dieser Frau und zu meinem Pech konnte ich mich zu dem Thema mit mehr Kompetenz äussern als sie.

Im Frühling 1966 weilte ich in Libyen, wo ich meine erste Stelle nach Abschluss des Universitätsstudiums hatte: Ich unterrichtete ein Jahr lang an einer Schule in Tripolis. Als einziger Neuling beim British Council hatte ich mich entschieden, in einem durch und durch arabi-

Ich fuhr jeweils auf leeren Pfaden, bis ich die letzten Behausungen hinter mir gelassen hatte.

schen Viertel zu wohnen, auf einer sandigen, mit Buschwerk bewachsenen Parzelle voll mit Ziegen und gelegentlich einem Kamel, einem Stück Land, das unterdessen längst von der sich ausbreitenden Stadt aufgeessen wurde. Ich war umgeben von einer Art Dorfleben, das damals gleichzeitig mit der noch sehr kleinen Haupt-



„Sie müssen mich missverstanden haben, als ich fragte, ob Sie den Kaffee mit der Hand mahlen können...“



«Man muss seine fünf Sinne immer

stadt existierte. Die Hütten und Verschlüge waren nachts mit Benzinlampen statt elektrischem Licht beleuchtet, und am Tag standen an der nahen staubigen Landstrasse Verkaufsstände mit Gemüse und billigen Haushaltsartikeln. Ich verstand mich gut mit meinen arabischen Nachbarn, kaufte Eier bei den einen und kleine flache Brote bei den anderen, und je mehr ich von der Sprache verstand, desto besser wurde unser Verhältnis. Wenn ich jedoch freihatte, flüchtete ich vor dem Lärm, indem ich an die Küste in der Umgebung von Tripolis fuhr. Das waren teils Wüstengebiete, teils Zitrusfruchtplantagen und Olivenhaine, die grösstenteils in den zwanziger Jahren von sizilianischen Einwanderern gepflanzt worden waren als Bestandteil von Musolinis geplante «Garten Italiens».

Hier gab es meilenweit nichts ausser hinreissenden Ausblicken auf die menschenleere Küstenlinie. Ich hatte für fünfzig Dollar einen Ford Fairlane gekauft bei einem amerikanischen GI, der in Wheelus Field stationiert war, einem riesigen Luftwaffenstützpunkt, den die US Air Force hier unterhielt, bis 1969 Oberst Gaddafi die Macht übernahm und sie fortjagte. Ich fuhr jeweils auf leeren Pfaden, bis ich die letzten Behausungen hinter mir gelassen hatte, parkte dann und ging schwimmen oder schrieb nach Hause.

Länger als ewig

An jenem Februarnachmittag, der so leicht zu meinem letzten hätte werden können, döste ich



und überall beisammen haben.»

auf dem Bauch liegend und genoss die Sonne, die noch nicht stark genug war, um mich zu verbrennen. Plötzlich merkte ich, dass ich von Gestalten umringt war, die auf mich hinunterblickten: fünf Schafe züchtende Beduinen, ihren Kleidern und Stöcken nach zu schliessen. Meine übliche Grussgeste war bestimmt zu lässig, insbesondere da ich als weisser Fremder kein Hemd, sondern nur ein Paar Jeans trug.

Im nächsten Augenblick hatten sie sich auf mich gestürzt. Ich erinnere mich an den Geruch von Schaffett in ihren Kleidern und an den Sand in meinem Mund. Der eine kniete und hielt einen grossen rötlichen Felsbrocken, den er jedes Mal, wenn ich aufblickte oder zu protestieren versuchte, gegen meinen Kopf zu schmettern drohte. Eine andere Bewegungsmöglichkeit hatte ich nicht. Ich kann dem Obersten Gerichtshof Italiens versichern: Jeans lassen sich einem Menschen sehr wohl auch ohne dessen Einwilligung vom Leib reissen. Erst in dem Augenblick begriff ich, was geschehen würde, und es kam mir wie eine Begnadigung vor, da ich angenommen hatte, sie beabsichtigten, mich umzubringen. Doch meine Erleichterung war nicht von langer Dauer.

Es war überaus unangenehm und schmerzhaft, und es schien einiges länger als ewig zu dauern. Nicht ein-, sondern fünfmal; demokratisch lösten die Männer einander ab, und jeder, der den Felsbrocken übernahm, liess keinen Zweifel daran, was geschähe, wenn ich mich ernsthaft zu wehren versuchte. Der einzige

klare Gedanken, den ich zu fassen vermochte, war ein verzweifelter: dass sie mich, ob ich mich wehrte oder nicht, zum Schluss ohne-hin umbringen würden. Sie waren so weit gegangen, dass sie bestimmt zum Schluss kämen, mein Schweigen liesse sich am sichersten dadurch garantieren, dass sie mir mit dem Felsbrocken den Schädel einschlugen und mich liegenliessen. Zum Glück hatte ich mich verrechnet. Nach *un mauvais quart d'heure* liessen sie den Felsbrocken neben meinen Kopf fallen, standen auf und lachten. Dann spuckten alle fünf mich an und gingen, weiterhin lachend, davon.

Es hat keinen Sinn, bei der qualvollen Fahrt zurück in die Stadt zu verweilen, dem Blut auf dem Polster und der abschliessenden Demütigung durch den mich untersuchenden

Ich erinnere mich an den Geruch von Schaffett in ihren Kleidern und an den Sand in meinem Mund.

jugoslawischen Arzt in dem alten italienischen Spital am Meer, der spitzbübisch meinte: «Ah, mein Freund, es ist eben Frühling!» Bald begriff ich, warum ich die Notwendigkeit meiner Angreifer, mein Schweigen sicherzustellen, falsch eingeschätzt hatte. Sie wussten, dass es keine bessere Garantie für das Schweigen gibt als die Schande und dass es in einer Macho-Gesellschaft für einen Mann nichts Erniedrigenderes gibt, als vergewaltigt zu wer-

den. Es war schlicht undenkbar, jemandem vom British Council davon zu erzählen: Es wäre ihm wohl ebenso peinlich gewesen wie mir selbst. Das Gleiche galt für die britische Botschaft. Und was eine Anzeige bei der libyschen Polizei betraf – lieber wäre ich gestorben.

Tatsächlich überwog die Erleichterung darüber, dass ich am Leben war, alles andere und hielt mich über Wasser. Es dauerte einige Zeit, bevor ich mich dem mir am nächsten stehenden meiner britischen Kollegen anvertrauen konnte, und zwar erst, nachdem ich ihm Schwüre ewigen Schweigens abverlangt hatte, von denen er durch den vorliegenden Artikel entbunden ist. Wochen gingen ins Land, und allmählich wurde klar, dass ich keine irreparablen körperlichen oder seelischen Schäden erlitten hatte. «Passiert ist passiert», dachte ich mir schliesslich; das gehört nun mal mit zum grossen Netz des Lebens, wie Marcus Aurelius so irritierend gern sagt. Lass dir das eine Lehre sein.

Vertrauensselig

Doch was für eine Lehre bitte sehr? Noch lange danach durchforschte ich mein Unbewusstes, um herauszufinden, ob ich das Ganze insgeheim vielleicht ersehnt und selbst eingefädelt hatte. Ich wusste jedoch, dass dem nicht so war. Natürlich hielt mir mein britischer Freund vor, wie verrückt es gewesen war, in Nordafrika allein sonnenbaden zu gehen. «Du hast es nicht anders gewollt, wirklich», sagte er. Und ohne Zweifel war ich allzu selbstsicher gewesen in meinem Wesen, meinem Tun und meinem Umgang mit den Libyern, die ich so gerne mochte.

Mehrmals hatten Schüler von mir, die zwischen 14 und 42 Jahre alt waren, mich eingeladen, um ihre Angehörigen kennenzulernen. Einmal war ich 160 Meilen in die Wüste gefahren, um mit einem von ihnen sein Heim zu besuchen – eine Ansammlung brauner Beduinenzelte, wie sich herausstellte. Ich wurde mit so viel Freundlichkeit und Würde behandelt, wie man sich nur vorstellen kann. Nach dem Essen sassen wir draussen um das Feuer und plauderten unter einem Himmel voller strahlend heller Sterne, der immer wieder von Sternschnuppen durchzuckt wurde, welche die Wildnis der Wüste erhellten. Jedes Mal, wenn dies geschah, bemerkte jemand, wie gut Gott doch sei; und angesichts der herrschenden Pracht und des Wohlbefindens gab es für mich kaum einen Zweifel daran. Solche Erlebnisse hatten mich mit (bis heute anhaltender) grosser Achtung und Zuneigung gegenüber den Libyern erfüllt sowie – muss ich annehmen – entsprechend grosser Vertrauensseligkeit.

Metaphorisch hatte ich es wohl in der Tat nicht anders gewollt, indem ich dermassen grossspurig die Politik ausgeklammert hatte. Dies geschah im Jahr vor dem Sechstagekrieg. Der ägyptische Präsident Gamal Abdel Nasser sprach im Radio praktisch allabendlich zur ara-

bischen Welt: lange Tiraden, in denen er nationalistische Gefühle anheizte, den Arabern den Triumph von 1956 mit der Nationalisierung des Suezkanals in Erinnerung rief, Israel, die Ölkonzerne und die USA verteufelte.

Bereits an unserer Schule wurden Schüler zunehmend aufsässig. Und ich wusste, dass die in Wheelus stationierten GIs die Basis kaum je verliessen, und wenn, dann nie alleine. Mein Fairlane hatte unter dem Armaturenbrett Stahlklammern zur Befestigung eines Baseballschlägers, den der frühere Besitzer dort zur Selbstverteidigung versteckt hatte. Dem libyschen Nummernschild zum Trotz hatte das Auto noch immer einen alten Wheelus-Aufkleber, den ich nie entfernt hatte. Meine Vergewaltiger dürften also weniger einen erotischen als einen politischen Akt im Sinn gehabt haben: Ich wurde vergewaltigt, weil ich ein weisser Ausländer war. Ich war kein Mensch, sondern ein blosses Objekt, das Abscheu und Erniedrigung verdiente. In meiner jugendlichen und britischen Arroganz hatte ich mir eingebildet, ich könnte einzig als gütig und

apolitisch wahrgenommen und auf gar keinen Fall für einen Amerikaner gehalten werden. Ich hatte die Zeichen nicht zu lesen vermocht und für meine Blödheit teuer bezahlt.

Lebenserfahrung?

Unter dem Strich bin ich froh, dass dies in jenen Tagen passierte, als posttraumatische Krisenberatung noch nicht obligatorisch war. Nicht im Traum wäre ich auf die Idee gekommen, die Sache nicht verkraften zu können. Damit wir uns recht verstehen: Ich will hier auf keinen Fall raubeinig verkünden, Vergewaltigungsoffer sollten nicht so ein Getue machen, sondern sich gefälligst zusammenreissen. Solch schreckliche Erlebnisse haben je nach Mensch ganz verschiedene Auswirkungen. Doch bereits damals hatte ich tief innen das Gefühl, es sei für mich besser, das Ganze unter Lebenserfahrung abzubuchen, als mich als Opfer zu betrachten. Einem völlig fremden Menschen davon zu erzählen, hätte es noch viel schlimmer gemacht. Ich kam mir ohnehin schon blöd vor und musste selbst und zum für mich richtigen Zeitpunkt damit fertigwerden.

Durch einen seltsamen Zufall fand das Coiffeur-Salon-Gespräch über die italienische Dame mit den Jeans fast auf den Tag genau 33 Jahre nach jenem Erlebnis statt, das mich lehrte, dass die egoistische Behauptung der eigenen Unschuld nie genug sein kann. Man muss seine fünf Sinne immer und überall beisammen haben. Immer muss man sich fragen, ob man selbst mit zugeknöpftem Mund und ebenso zugeknöpften Jeans zu nichts provoziere. Allein indem man zu unschuldig, zu ahnungslos und zu arrogant auftritt, kann man eine Lektion provozieren, bei der eine Vergewaltigung durchaus ihren Zweck erreicht; dass auf diese Weise Erkenntnisse, denen man keine Beachtung geschenkt hat, gewonnen werden können. Eine harte Lektion, doch eine sehr nützliche.

Aus dem Englischen von **Thomas Bodmer**

James Hamilton-Paterson ist ein englischer Schriftsteller, Journalist und Dichter.

Dieser Text erschien erstmals im «Magazin». Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors.

Basler Vergewaltigungsfall: Richterin Henz hat recht

Das Opfer, über dessen Vergewaltigung das Basler Appellationsgericht letzte Woche urteilte, ist wegen Falschanschuldigung bei einem vermeintlichen Sexualdelikt vorbestraft. Es war alkoholisiert in der fraglichen Nacht, machte bei der Befragung Erinnerungslücken geltend, und es hatte zuvor Sex mit einem Dritten auf der Toilette eines Klubs gehabt. Entgegen ihren ersten Aussagen war der Beschuldigte für die Frau auch kein Unbekannter.

Hatte die Frau damit ihren Anspruch auf Schutz verwirkt? War sie gar mitschuldig? Sicher nicht. Eine Vergewaltigung bleibt eine Vergewaltigung. Und mit einer solchen haben wir es nach Auffassung des Gerichts unter der Leitung von Liselotte Henz (FDP) zweifelsfrei zu tun. Doch nicht jede Vergewaltigung ist gleich. Das Gericht stufte die Schwere des Verschuldens geringer ein als die Vorinstanz und reduzierte die Strafe von 51 auf 36 Monate Gefängnis.

Das Richterergremium tat genau das, was ihm vom Gesetz aufgetragen wurde. Es wog bei der Strafzumessung die belastenden und entlastenden Elemente gegeneinander ab. Die Vorstrafe und die Umstände machten das Opfer nicht a priori unglaubwürdig, doch auf seine Aussagen allein durfte man sich nicht stützen. Auch im Sexualstrafrecht gilt der Grund-

satz «in dubio pro reo». Die Version des Angeklagten, gemäss der er von einvernehmlichem Sex ausgegangen sei, war zumindest für die Anfangsphase nicht zu widerlegen.

Vor diesem Hintergrund liess Gerichtspräsidentin Henz bei der Urteilsbegründung die Bemerkung fallen, das Opfer habe «mit dem Feuer gespielt», es habe gegenüber dem Täter «falsche Signale» ausgesendet. Die zwei Sätze lösten einen gewaltigen Shitstorm aus. Politikerinnen von ganz links bis ganz rechts

Hunderte Demonstranten forderten am Sonntag den Rücktritt der Richterin.

zogen über Richterin Henz her. Tenor: Da wird ein Opfer zur Täterin gemacht! Hunderte Demonstranten forderten am Sonntag in Basel den Rücktritt von Richterin Henz. Was diese dem Opfer angetan habe, ereiferte sich eine der Einpeitscherinnen, sei «fast schlimmer als die Tat selbst».

Das ist ein perfider demagogischer Kurzschluss. Eine vermeintliche «Mitschuld» des Opfers stand nie zur Debatte. Leider sind die Angriffe auf Richterin Henz aber kein Einzelfall. Seit Jahrzehnten laufen fe-

ministische Kreise bei Sexualstrafverfahren Sturm gegen fundamentale Rechtsgüter.

Die Dauerattacken zeitigen Wirkung. Einst in Stein gemeisselte Prinzipien erodieren. Auf die Beachtung der Unschuldsvermutung, die Wahrung des rechtlichen Gehörs oder das Verschuldensprinzip ist bei Sexualstrafverfahren nur noch bedingt Verlass.

Neben der Unabhängigkeit der Richter gehörte das Verschuldensprinzip zu den wichtigsten Errungenschaften der Aufklärung: Die Schwere einer Straftat bemisst sich nicht allein nach dem Resultat, sondern in erster Linie nach dem Vorsatz, also dem subjektiven Motiv des Täters. Um dieses zu ergründen, muss sich der Richter zwangsläufig in den Täter hineinversetzen. Diese differenzierte Betrachtung bedeutet nicht, dass er sich mit ihm identifiziert.

Die Alternative wäre eine Brachialjustiz, wie sie in Drittweltländern gang und gäbe ist: Eingeschüchert von der Politik und dem Mob der Strasse, verhängen die Richter, ungeachtet der Umstände und des subjektiven Verschuldens, prinzipiell die Höchststrafe. Davon sind wir zwar noch weit entfernt. Doch die Entwicklung zielt seit Jahren in diese Richtung: eine Drittweltisierung des Sexualstrafrechts.

Alex Baur

PERSONENKONTROLLE

Couchepin, Bertschy, Rühl, Chiesa, Wanner, Obama, Bosbach



Verkehrte Welt: alt Bundesrat Couchepin.

Pascal Couchepin, Poltergeist, drischt auf seine Nachfolger ein. Der freisinnige Walliser alt Bundesrat fühlt sich an die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg erinnert, als es «mehrere Volksinitiativen» brauchte, «um den Bundesrat zu zwingen, seine Vollmachten abzugeben», so Couchepin in den Zeitungen der CH Media. Geht etwa auch dem Ex-Magistraten die pandemische Freiheitsberaubung zu weit? Nein. Er sieht das Ende des Rahmenabkommens als Fanal für die Machttrunkenheit der Landesregierung – verkehrte Welt in Martigny. (*fsc*)

Kathrin Bertschy, Überzeugungstäterin, tanzt auf mehreren Hochzeiten. Die GLP-Nationalrätin eröffnete diese Woche zusammen mit SVP, FDP und Gewerbeverband den Abstimmungskampf gegen die «99-Prozent-Initiative» der Jungsozialisten. Dabei schreckte die sonst zurückhaltende Bernerin nicht vor markigen Worten zurück. Das Anliegen sei «populistisch, extrem und schädige die Innovationskraft von KMU». Sanftere Töne, aber nicht weniger überzeugte, dürfte die Frauenrechtlerin nächste Woche anstimmen. Dann erklärt Bertschy, weshalb Herr und Frau Schweizer der «Ehe für alle» zustimmen müssen. Es ist so etwas wie Bertschys politische «Raison d'être»: Während ihrer ganzen politischen Laufbahn setzte sie sich für dieses Anliegen ein. (*odm*)

Monika Rühl, Sinnstifterin, will dieses Mal nichts anbrennen lassen. Nach einigen Abstimmungsflops startet die Economiesuisse-Direktorin ihre Kampagne gegen die «99-Prozent-Initiative». Als ersten Redner hat Rühl ausgerechnet SVP-Präsident **Marco Chiesa** an Bord geholt. Der Tessiner Ständerat kritisiert den Wirtschaftsdachverband immer wieder. Doch der Zweck heiligt eben die Mittel.



Markige Worte: Grünliberale Bertschy.

Und alles andere als ein klarer Sieg wäre für das bürgerliche Lager eine Niederlage. Die Gegner hoffen auf mindestens 60 Prozent Nein-Anteil. Um den zu erreichen, müssen sich alle sputen. Der Effort unter dem Motto «Faustdicker Juso-Schwindel» macht also durchaus Sinn. (*odm*)

Anna Wanner, Abstimmungskämpferin, gibt Vollgas gegen die «99-Prozent-Initiative». In den CH-Media-Zeitungen widerlegt die Journalistin die «Mär von den Superreichen». Laut Juso gehören dem reichsten Prozent in der Schweiz mehr als 43 Prozent am Gesamtvermögen. Doch Wanner beruhigt: Die Schere gehe nicht so weit auseinander, wie es scheine. Überhaupt würden die Initianten der Steueränderung mit falschen Zahlen operieren. So viel journalistischer Einsatz gegen die Juso und für die «Superreichen» ist eher unüblich. Doch diesmal ist der Fall klar: Wanner ist Miterbin des Superreichtums eines familieneigenen Verlagsimperiums. (*mö*)

Barack Obama, Jubilar, wurde Opfer von Corona. Weil die Nachbarn seines Millionenanwesens auf der Promi-Insel Martha's Vineyard Angst vor einem Superspreader-Ereignis hatten, musste der Ex-Präsident die Feiern zu seinem Sechzigsten deutlich reduzieren. Statt 500 Gästen kamen nur noch rund 200 «enge Freunde» – darunter halb Hollywood. (*ky*)

Wolfgang Bosbach, Selbstdarsteller, ist sich für nichts zu schade. Zusammen mit Tochter **Caroline** testete das mediensüchtige CDU-Urgestein in der TV-Realityshow «Hot oder Schrott» Mülleimer und Faltspray. «Er kann einfach nicht nein sagen», begründete Caroline den merkwürdigen Auftritt. Dann kann man sich ja auf Bosbach im «Dschungelcamp» oder bei «Big Brother» freuen. (*ky*)



Hysterie und Panik: Schawinski.

Schawinski sendet Fake News

Wer am letzten Montagabend die «News» von Radio 1 hörte, vernahm eine alarmierende Meldung: «Der Bericht des Weltklimarats zeigt auf, dass der Klimawandel immer schneller voranschreitet. Unter anderem könnte die Temperatur bereits in zehn Jahren um anderthalb Grad steigen.» Wenn dies wahr wäre, hätten wir innert weniger Jahre tatsächlich eine beträchtliche Temperaturerwärmung.

Demgegenüber fasste die Nachrichtenagentur Reuters die Fakten korrekt zusammen: «Wenn nicht sofort umfassend gehandelt werde, steige die Welttemperatur in den nächsten zwanzig Jahren um mehr als 1,5 Grad gegenüber der vorindustriellen Zeit.»

Der Weltklimarat IPCC setzt den Beginn der industriellen Zeit im Jahr 1850 an. Damals endete die Kleine Eiszeit, die um 1300 begonnen hat. Indem die Klimaforscher das kühle Jahr 1850 an den Beginn ihrer Berechnungen stellen, können sie die seitherige Erwärmung umso drastischer aufzeigen.

Von 1850 bis heute hat sich laut IPCC das Klima um ein Grad erwärmt. In den nächsten zwanzig Jahren soll gemäss IPCC-Modellen ein weiteres halbes Grad hinzukommen. Die anderthalb Grad Erwärmung geschehen also in einem Zeitraum von fast zweihundert Jahren. Und nicht in den nächsten zehn Jahren, wie Roger Schawinskis Radio 1 in sechsfacher Übertreibung berichtet.

Um Hysterie und Panik zu schüren, sind sich gewisse Medien leider nicht zu schade, auch Fake News zu verbreiten. Umso mehr ist zu hoffen, dass unsere Medienkonsumenten nicht alles Gedruckte und Gesendete glauben, sondern kritisch bleiben.

Thomas Matter

MÖRGELI

Schlechte Spaltung, gute Spaltung

Die einzige 1.-August-Rede mit nationaler Wirkung stammt vom Tessiner Ständerat Marco Chiesa. Der Präsident der SVP Schweiz prangerte den Umstand an, dass die «Luxus-Linken» in den Städten den Bewohnern der Landschaft und der Agglomerationen zunehmend vorschreiben würden, wie sie denken, wie sie leben und womit sie sich fortbewegen sollen. Dabei würden die rot-grünen Bevormunder wenig zum Wohlstand beitragen, diesen aber umso lieber verteilen und konsumieren.

Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) reagierte unmittelbar danach gegenüber den Medien mit der energischen Warnung vor einer Spaltung: «Die Stärke der Schweiz war immer der Zusammenhalt.» Diesen hehren Satz äusserte sie auf dem «Frauenrütli», wo die Kämpferin gegen die Spaltung auch dies sagte: «Es ist Zeit geworden, dass die Frauen das Rütli erobern.» Tatsächlich hatten die Organisatorinnen zuvor folgendermassen zur Bundesfeier geladen: «Am 1. August 2021 wird die Rütliwiese ganz in Frauenhand sein.»

Die grösste Minderheit der Schweiz wurde vom Rütli ausdrücklich ausgeschlossen und diskriminiert. Die grösste Minderheit der Schweiz sind nicht die Romands. Auch nicht die SVP-Wähler. Und auch nicht die Kosovaren. Die grösste Minderheit der Schweiz sind die Männer. Nämlich mit einem Anteil von 49,6 Prozent. Die Männer waren am Fest unerwünscht.

Alle reden von Inklusion. Doch am schärfsten ziehen die Trennung zwischen den Geschlechtern die Feministinnen. Mehr Spaltung ist gar nicht möglich. Dieser Spalt zwischen Männern und Frauen trennte nicht nur die Stadt vom Land, die deutsche von der romanischen Schweiz, die Inländer von den Ausländern. Diese Spaltung zwischen Frauen und Männern ging quer durch die Familien, quer durch die Partnerschaften. Es sei denn, es handle sich um queere Partnerschaften – von Frauen. Durch ihre Teilnahme verlieh Simonetta Sommaruga der geschlechtergetrennten Bundesfeier ihren Segen. Ihr verzuckertes Geflöte über den Zusammenhalt tönt falsch. Sommarugas Süssholz ist in Wirklichkeit Spaltholz.

Christoph Mörgeli

Danke, Doris Leuthard

Die frühere Bundesrätin und Umweltministerin hält nichts von einer Flugticketabgabe und sagt das in klaren Worten.

Beat Gygi

Wenn man nicht mehr in den Pflichten eines öffentlichen Amtes steht, kann man unbefangener und ehrlicher über die Politik sprechen, die damit verbunden ist. Die frühere CVP-Bundesrätin Doris Leuthard hat zum 1. August in der *NZZ am Sonntag* dargelegt, wie sie die Bundespolitik beurteilt, die sie seit ihrem Rücktritt Ende 2018 nicht mehr selber direkt mitgestalten kann. Aber ganz loslassen kann sie doch nicht. So sagte sie, was man in der Europa- und der Klimapolitik anders machen könnte, was man tun sollte. Und sie machte eine sensationelle Bemerkung zu ihrer Sicht auf die Klimapolitik.

Frage der *NZZ am Sonntag*: «Das CO₂-Gesetz ist neben dem Rahmenvertrag das zweite Dossier, das Sie mitgestaltet haben und dem Sie nun von aussen beim Scheitern zusehen mussten. Was erklärt dieses Nein?» Leuthards Antwort: «Ich bedaure dieses Resultat sehr. Ich denke, dass unter dem Eindruck der grünen Welle bei den Wahlen 2019 und der Klimajugend ein

*Sie gibt jenen recht,
die die Abgabe als staatliche
Abzockerei kritisieren.*

Hype entstanden ist. Das hat dazu geführt, dass Forderungen ins Gesetz aufgenommen wurden, die zwar legitim sind, aber realpolitisch kaum durchsetzbar.» Man fragt sie nach Beispielen, darauf Leuthard: «Nehmen wir die Verteuerung von Benzin und Diesel: Das haben wir schon mehrfach versucht und sind immer gescheitert. Auch die Flugticketabgabe war keine Hilfe. Es wäre ihretwegen nicht weniger geflogen worden, aber sie hat die Zahl der Gegner multipliziert. Jetzt muss man schnell ein neues Gesetz ohne diese Abgaben zimmern. Sonst verpassen wir noch mehr Klimaziele, und das wäre verheerend.»

Das schlägt ein. So hat man es nie gehört, so offen. Was Leuthard aus ihrer Erfahrung als Spitzenmagistratin zu Lenkungsabgaben sagt, zieht ihrer Nachfolgerin Simonetta Sommaruga quasi den Boden unter den Füßen weg.

Leuthard sagt klar, es würde nicht weniger geflogen, wenn die Flugticketabgabe käme. Noch klarer: Wirkung gleich null, ausser dass die politische Gegnerschaft wächst – und der Staat mehr Geld einnimmt. Sie gibt jenen recht, die die Abgabe als staatliche Abzockerei kritisieren. Und jetzt, so Leuthard, müsse man ein Gesetz ohne Abgaben zimmern. Das heisst, sie hält allgemein wenig bis nichts von der Idee, das Verhalten der Leute mit einer Strafe zu lenken, also einem Aufpreis auf Benzin oder sonstigem Energiekonsum.

Sommarugas Eifer

Es ist nicht so, dass sie mit ihren Aussagen jetzt völlig von ihrer früheren Linie abweicht. Als Bundesrätin hat sie sich in der Parlamentsdebatte zum 2018 gescheiterten CO₂-Gesetz gegen Flugticketabgaben ausgesprochen, sie seien «nicht zielführend». Sie wehrte sich damals auch gegen eine allzu starke Erhöhung der Abgaben auf Benzin und Diesel, weil dies bei den Bürgern schlecht ankomme. Und jetzt im Interview mit der *NZZ am Sonntag* wirbt sie für Zuckerbrot statt Peitsche, für Subventionen, nicht Abgaben.

Aber die radikale Aburteilung der Flugticketabgabe als wirkungslos ist eine andere Kategorie. Diese Aussage erregt so Aufsehen, weil anzunehmen ist, dass dahinter auch Meinungen von Fachleuten des Umwelddepartements stehen. Bundesräte stehen unter dem Einfluss der Verwaltung, das galt für Leuthard als Chefin des Volkswirtschaftsdepartements (2006–2010) ebenso wie anschliessend als Vorsteherin des Departements Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation, als sie 2011 in den Fukushima-Wirbel kam und dann hastig den Ausstieg aus der Atomenergie sowie die sogenannte Energiewende und die Klimapolitik einleitete. Wenn man sieht, mit welchem Eifer und wie ideologiegetrieben Nachfolgerin Simonetta Sommaruga die CO₂-Abgabe und die Flugticketabgabe als klimafreundlich und sozial propagiert, muss man Doris Leuthard dankbar sein: Sie zeigt, dass man im gleichen Amt die Realität auch ganz anders einschätzen kann.

Schweiz etwas aus dem Gleichgewicht

Europameisterin der Nichtgeimpften. Ohne Rahmenabkommen konzeptlos. Land gegen Stadt.



Während Monaten schossen sich Thomas Aeschi und seine publizistischen Kampfdrohnen auf Nora Kronig Romero ein. Die Vorwürfe: Erstens habe Kronig die falschen Impfstoffe eingekauft. Zweitens zu wenig Impfstoffe bestellt. Drittens nicht eine eigene Produktionsanlage in der Lonza bauen lassen. Und viertens sei sie auch noch im falschen Moment schwanger geworden. Nicht einmal die Feministinnen nahmen Kronig vor den Unflätigen in Schutz.

Die Fakten heute: Kronig hat, da gut beraten, mit den Bestellungen bei Moderna und Biontech/Pfizer die weltweit besten Impfstoffe eingekauft. Und von den Weltmeistern in Sachen Wirksamkeit lagern leider viel zu viele Impfdosen unbenutzt in den Kühlhäusern der Armee.

Ueli Maurer verhinderte – unterstützt von Christian Levrat –, dass auch Betriebe, die weniger als 40 Prozent Umsatzverlust erlitten haben, Härtefallgelder beziehen können. Mithilfe kreuzfalscher Zahlen. Von den angekündigten zehn Milliarden wurden bisher in Bern nur gut drei Milliarden abgeholt. Und viele kleine und mittlere Einkommen, die nur 70 bis 80 Prozent Kurzarbeitsgeld erhalten haben, rutschten parallel dazu in die roten Zahlen. Die Umfragen von Sotomo belegen dies eindrücklich, werden aber medial unter den Tisch gekehrt.

Der aufgestaute soziale Unmut entlädt sich im Kampf gegen das Impfen. Auch weil die SP nach gutem Start ihr Thema links liegenliess. In keinem entwickelten europäischen Land wird weniger geimpft als bei uns. Einst redete uns Alain Berset ein: «Wir können Corona.»

Jetzt wird das Ausland uns früher oder später zwingen zu impfen. Biden, Merkel und Draghi werden den impffaulen Schweizerinnen und Schweizern Beine machen.

Die OECD drückt der Schweiz, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, eine Mindeststeuer aufs Auge. Das freut die Linken und müsste die fremdenfeindliche Rechte zu permanenter Weissglut treiben. Im Gegensatz zu vier EU-Ländern ging Staatsmann Ueli Maurer in die Knie. Und sucht jetzt nach Schlupflöchern. In der Logik der flankierenden Massnahmen.

Beim Rahmenabkommen hat der Bundesrat kläglich versagt. Er brach unter dem Druck von rechts aussen die Verhandlungen ab. Jetzt stellt

Der aufgestaute soziale Unmut entlädt sich im Kampf gegen das Impfen.

sich heraus: Niemand hat einen Plan B. Alle stehen konzeptfrei im Schweizer Strafraum herum. Der Bundesrat, die Gewerkschaften, die SVP, die Herren Alfred Gantner und Marcel Dobler sowie ihre Umfeldler. Den Vogel abgeschossen hat der zuletzt wiederholt auffällige alt Staatssekretär Michael Ambühl: Im Rahmen der Bilateralen III solle man den Europäischen Gerichtshof aussen vorlassen. Umgekehrt dürfe jede Seite Gegenmassnahmen ergreifen. Genau das war letztlich der Kern des Vorschlags von Roberto Balzaretto.

S

tets bevor die nächste Sau durch die Schweiz getrieben wird, setzt der einst innovative Professor Reiner Eichenberger

immer rechtliche Duftmarken. Neu finanziert das Land die Städte.

Kopfwahl 1 — Zwischen Bitsch Ost und Le Bouveret West ist das Wallis längst eine Stadt. Deshalb ist die Linke, deshalb sind SP und Grüne im welschen Wallis elektoral stärker als die CVP. Deshalb hat die SVP sowohl in Brig-Glis wie in Naters die letzten Gemeindepräsidentenwahlen gegen die urbanen Mathias Bellwald und Charlotte Salzmann-Briand haushoch verloren.

Kopfwahl 2 — Die Kantone Bern, Wallis, Freiburg und Jura erhalten jedes Jahr 3,2 Kohäsionsmilliarden vom Bund und von den reichen Kantonen. Beträgt für eine vierköpfige Familie im Wallis pro Jahr 7200 Franken. Nicht der gemeinsame Wille macht die Schweiz zur Nation, sondern der Mammon. Neu können die finanzstarken Kantone mit ihrer Kritik am Finanzausgleich einpacken. Die finanzschwachen Kantone dürfen ihre Füße entspannt hochlagern. Es gibt keinen Druck mehr auf eine grössere Effizienz im Unterholz der Klientelwirtschaft.

Kopfwahl 3 — Die Elcom hat unter ihrem Präsidenten Carlo Schmid kläglich versagt. Sein Nachfolger Werner Luginbühl von der BDP übertrifft den Appenzeller auf der nach unten offenen Skala. Er will im Kampf gegen das Winterloch die Elektroheizungen aus den Zweitwohnungen rausreissen lassen. Steilvorlage mitten im Sommerloch.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Der neue Schweizer Adel

In den Palästen des Landes machen sich Beamte breit.
Die üppigen Kosten tragen die braven Bürger.

Christoph Mörgeli

Der Aufstand kam von unten. Im bündnerischen Zizers sollte die Gemeindeverwaltung vom «nicht mehr zeitgemässen» Rathaus ins offenbar zeitgemässere Barockschloss von 1687 umziehen. Das prestigeträchtige Fünf-Millionen-Projekt des Gemeinderats wurde im Frühling vom Stimmvolk gestoppt. Dem widerspenstigen Souverän wollte nicht einleuchten, warum die Beamten in jenem Gebäude arbeiten sollten, wo die letzte österreichisch-ungarische Kaiserin Zita ihren Lebensabend verbracht hatte. Der Gemeindepräsident äusserte sich sehr enttäuscht darüber, dass ihm die Eroberung des alten Adelsitzes der Familie von Salis-Zizers per Mehrheitsbeschluss verwehrt wurde. Bloss weil die gegnerischen Rappenspalter neben dem aufwendigen Umbau die hohen Neben- und Unterhaltskosten (inklusive Schlosspark), die Baurechtszinsen und die Miete der Garagenplätze fürchteten.

Gemeindeverwaltungen im Schloss

Ansonsten ist es dem Staat auf allen Ebenen recht problemlos gelungen, Schlösser, Adels- und Patrizierpaläste sowie hochherrschaftliche Gebäude in seinen Besitz zu bringen. Je weniger sich die früheren Eigentümer ihre prestigeträchtigen Residenzen leisten konnten, desto gieriger griff die öffentliche Hand zu. In historisch wertvollen, denkmalgeschützten Immobilien macht sich nun eine immer üppiger ausgestattete Bürokratie auf Kosten der Steuerzahler breit. Die Liste der teuer restaurierten Baudenkmäler der Verwaltungen wäre zu lang, um hier auch nur einigermaßen umfassend beschrieben zu werden. Auch sind reine Residenzen von Parlamenten, Gerichten, Magistratspersonen oder Museen nicht mitgezählt.

Welche Rolle das herrschaftliche Prestige beim Beanspruchen von Räumlichkeiten spielt, offenbart der Kirchenrat der reformierten Kirche des Kantons Zürich. Dessen sieben Mitglieder legen grössten Wert darauf, im getäfelten Sitzungsraum des Regierungsrats zu tagen, obwohl in den eigenen Bürogebäuden genug Räume zur Verfügung stünden. Damit die Oberhäupter einer notorisch schrumpfenden Staatskirche das

Rathaus an der Limmat nutzen dürfen, bezahlen die Kirchenmitglieder jährlich einen fünfstelligen Betrag. Gemeinsam mit dem Kirchenparlament (Synode) fallen für die Benützung des barocken Gebäudes pro Jahr 72 000 Franken an.

Im Schloss der von Salis-Seewis im Prättigau – erbaut 1630, erweitert 1690 – ist heute die Gemeindeverwaltung des Dorfes untergebracht. Im umfangreich restaurierten Schloss Haldenstein residiert nebst der Gemeindeverwaltung der Archäologische Dienst des Kantons Graubünden. Das 1571 errichtete Schloss Altshofen im Kanton Luzern inklusive Rittersaal, Barockstube, Schlosskeller und Schlossgarten beherbergt ebenfalls die Gemeindeverwaltung. «Die Besichtigung ist durch die Zwecknutzung nur beschränkt möglich», lässt man der Öffentlichkeit ausrichten. Auch im basellandschaftlichen Schloss Aesch, das

Regierungsrat Steiert will die «allgemeine Lebensqualität» der Staatsangestellten steigern.

die Familie Blarer von Wartensee vor über 400 Jahren errichtet hat, sitzt die Gemeinde in prachtvollen Räumen. Das Schloss Schöffland im Aargau hat 1660 der Berner Patrizier Wolfgang von Mülinen errichtet. Allerdings nicht für die Gemeindebürokratie, die es mittlerweile in Beschlag genommen hat. Selbst das Stockalperschloss in Brig, der weithin glänzende Prestigebau des Erzkapitalisten Kaspar Stockalper aus dem 17. Jahrhundert, ist seit 1948 öffentlicher Besitz und wurde 1960 von der Stadtverwaltung von Brig-Glis zwecks weitgehenden Eigengebrauchs gekapert.

Das Dörfchen L'Isle im Waadtland wird in einem Palast («Petit Versailles») verwaltet, der vor über 300 Jahren durch Charles de Chandieu – Inhaber des 1. Berner Regiments in französischen Diensten – errichtet wurde. Das Statthalteramt des bevölkerungsärmsten zürcherischen Bezirks residiert im Schloss Andelfingen, die Präfektur mit dem Oberamt des freiburgischen Seebezirks und dem Zivilstands-

amt im Schloss Murten. Derzeit einzig als Oberamtssitz des Bezirks Greyerz genutzt, soll das riesige Schloss Bulle aus dem 13. Jahrhundert dereinst «mehrere Dienste der Kantonsverwaltung beherbergen». Die Kosten des Projekts betragen 25 Millionen Franken. Vorgesehen ist auch, dass das Zivilstandsamt und das Grundbuchamt ins Schloss umziehen, ebenso eine Aussenstelle des Jugendamts. Regierungsrat Jean-François Steiert (SP) will mit solchen Investitionen für die Staatsangestellten die «allgemeine Lebensqualität» steigern.

Auszug unerwünscht

Das Schloss Wimmis am Eingang zum Simmental beherbergt seit 2014 zwei Abteilungen des Amtes für Wald des Kantons Bern. Damit sei «eine optimale und nachhaltige Lösung» verwirklicht worden, denn «die Räume verzaubern und beeindruckend durch ihre Historie und fantastische Atmosphäre». Erst 2012 zog die kantonale Verwaltung aus dem 800-jährigen Schloss Burgdorf aus, bevor es letztes Jahr als «Schloss für alle» neu eröffnet wurde. Umgekehrt besetzte das Zürcher Kantonspersonal das Haus zum Rechberg nach einer Renovierung für 21,6 Millionen Franken so gut wie vollständig. Dieser neben dem Zunfthaus zur Meisen repräsentativste weltliche Bau der Stadt Zürich wurde 1770 für eine private Bauherrschaft vollendet, dient aber seit 2014 als Inbegriff eines barocken Beamtenpalasts den Parlamentsdiensten des Kantonsrats (*Weltwoche* Nr. 46/17). Die vorgeschlagenen Parlamentskommissionen tagen derweil beengt im benachbarten Kutscherhaus.

Die 1588 errichtete Feldmühle in Liestal, achtzig Jahre später zu einem stattlichen Landsitz ausgebaut, dient seit einer staatlichen Restaurierung der Finanzkontrolle Baselland. Die Beamten des Stadtbasler Departements für Wirtschaft, Soziales und Umwelt brüten im prachtvollen «Weissen und Blauen Haus» über ihren Akten. Es handelt sich um zwei Patrizier-Palais am Rheinsprung, die in den Jahren 1763 bis 1775 von den Seidenbandfabrikanten Lukas und Jakob Sarasin erbaut wurden. Das Bau- und Verkehrsdepartement ist an bester Lage am Basler



«Besichtigung nur beschränkt möglich»: Schloss Altshofen im Kanton Luzern.



«Bequemer und eleganter»: Erlacherhof in Bern, Stockalperschloss in Brig, Herrschaftsvilla in Kilchberg am Zürichsee.

Münsterplatz in einem historischen Bau mit imposantem Lichthof untergebracht. Obwohl im Parlament Druck für eine Umnutzung in Wohnraum gemacht wurde, kam das Departement in eigener Sache zum Entscheid, am privilegierten Standort festzuhalten. Gerade so gut hätten Frösche über die Ansiedelung von Störchen entscheiden können. Das Gesundheitsdepartement hat indessen die klassizistische 31-Zimmer-Villa von 1841 in der vornehmen St.-Alban-Vorstadt verlassen müssen. In Bern nahm der Kanton vor langer Zeit das ehemalige Stiftsgebäude aus dem mittleren 18. Jahrhundert am Münsterplatz in Beschlag. Aus derselben Zeit stammt das monumentale Tscharnnerhaus, in dem die Mitarbeiter der Finanzdirektion die früheren Bewohner der gutbesonnenen Wohnzimmer vertrieben haben.

Auch die Stadtverwaltungen mögen's antiquarisch: Das heutige Genfer Stadthaus wurde 1821 für den Bankier Jean-Gabriel Eynard vollendet, der dort «bequemer und eleganter» wohnen wollte. Der von 1745 bis 1757 errichtete Erlacherhof galt als das bedeutendste Privatgebäude der Stadt Bern. Im Palais des Grossgrundbesitzers Hieronymus von Erlach an der

Junkerngasse amten heute der Stadtpräsident und seine Beamten. So hat das Gleichstellungsbüro für Mann und Frau keinerlei Bedenken wegen allfälliger Besserstellung. Im Gegenteil reagieren die Gleichstellerinnen gereizt, wenn bürgerliche Politiker nicht nur ihre Institution, sondern auch ihre Residenz in Frage stellen.

Der See ladet zum Bade

Für Diskussionen sorgt in Universitätsstädten regelmässig die Unterbringung von Akademikern in wertvollen Bauten. Besonders opulent mögen es die Rektorate nebst ihrer zugehörigen Administration. Es sind aber auch zahllose Institute in riesigen, sündhaft teuren Villen aus der Gründerzeit untergebracht. Verlegungen beziehungsweise Zusammenlegungen in profanere Bürobauten führen bei den Betroffenen regelmässig zu empörten Protesten. Besonders lautstark fallen diese bei den linksgerichteten Geistes- und Sozialwissenschaftlern aus, die noch so gerne in wohlbestellten Parks, unter üppigen Stuckdecken und auf knarrenden Parkettböden die Nachfolge der angeblichen kapitalisti-

schen Ausbeuter angetreten haben. Speziell bemerkenswert sind die Arbeitsplätze in der limnologischen Station der Universität Zürich, die sich in einer Herrschaftsvilla mit viel Umschwung in Kilchberg befinden. Direkt am Ufer gelegen, lächelt dort der See und ladet die universitären Mitarbeiter zum Bade.

Neben der Privilegierung der Staatsangestellten bei Löhnen, Sozialleistungen und Pensionskassen ist die Privilegierung ihrer Arbeitsstätten selten ein Thema. Dabei sind frühere Wohn- und Repräsentationsräume für Büros und den öffentlichen Zugang mit Publikumsverkehr meistens denkbar ungeeignet und bedürfen aufwendigster Umbauten. Der Rückzug der Beamten aus den historischen Gebäulichkeiten würde in den meisten Fällen die Staatskassen entlasten und zu marktgerechtem Wohnraum oder begehrten Standorten für Firmen führen. Doch ohne Druck der Steuerzahler wird der Staat kaum aus seinen Schlössern, Palästen und Herrenhäusern ausziehen. Denn wie überall sind die Bürokraten mitsamt ihren Büroräumen gekommen, um zu bleiben.

Laschets hohe Kunst des richtigen Timings

Der CDU-Kanzlerkandidat ist wie ein gutes Pferd:
Er springt immer nur so hoch, wie er muss.

Harald Martenstein

Seit 1998 hatte Deutschland keinen echten CDU-Kanzler mehr, seit Helmut Kohl. Als Angela Merkel in Berlin zum vermutlich letzten Mal vor der Bundespressekonferenz auftrat, nannte sie auch auf Nachfrage nicht ein einziges Mal den Namen der Partei, deren Vorsitzende sie lange war. Die Ostfrau Merkel war über die CDU gekommen wie einst die Amerikaner über den Westen des Landes, die Mentalität dieser Leute blieb ihr fremd. Merks Atomausstieg und ihre Migrationspolitik sahen aus klassischer CDU-Perspektive wie Umerziehungsprojekte aus. Je länger man zusammen war, desto fremder wurde man sich.

Trotz seiner miesen Umfragewerte heisst der wahrscheinlichste nächste Kanzler immer noch Armin Laschet. Das ist nicht etwa das Ergebnis von Laschets Talenten oder seines Charismas, mit beidem ist er wohl nur in überschaubarem Mass ausgestattet. Nach sechzehn Jahren Merkel war die CDU auch personell ziemlich ausgezehrt. Das Projekt «Laschet» lebt von der Sehnsucht der politischen Mitte nach einer Regierung, die sie, ihre Lebensentwürfe und ihre Alltagsorgen nicht verachtet, ohne als rechts aussen diffamiert werden zu können. Dem Kandidaten der SPD hängt die eigene, nach links gerückte Partei wie ein Klotz am Bein. Die Grünen aber präsentieren eine Kandidatin, die etwa so vertrauenerweckend wirkt wie ein Aktienfonds auf Bitcoin-Basis.

Aufpassen war nie seine Stärke

Das meistverwendete Wort für Armin Laschet heisst «unterschätzt», meist ergänzt durch den Hinweis, dass auch Kohl («provinziell») und Merkel («Kohls Mädchen») anfangs unterschätzt worden seien. Laschet, heisst es dann, habe immerhin in Nordrhein-Westfalen der SPD das wichtigste Bundesland entrissen und den Kampf um Parteivorsitz und Kanzlerkandidatur gewonnen, Letztere gegen einen so trickreichen Konkurrenten wie Markus Söder. In seiner entscheidenden Rede zeigte Laschet etwas, das Angela Merkel der Union selten gönnt hatte und wonach sie ausgehungert war: Gefühl. Er wirkte warm, bescheiden und sym-



Eigenschaften, die das Land braucht?
Politiker Laschet.

pathisch. So etwas Schönes hatte die CDU-Basis lange nicht erlebt. Laschet, das weiss man jetzt, kann auf den Punkt liefern, dann, wenn's drauf ankommt. Ein gutes Pferd springt immer nur so hoch, wie es muss.

Andererseits war Aufpassen nie seine Stärke. Als der Bundespräsident den Angehörigen der Flutkatastrophenopfer sein Beileid aussprach, sah man im Fernsehen auch Laschet, der im Hintergrund stand und über irgendetwas lachte. Seine Karriere als Hochschuldozent endete, nachdem er eines Packens Klausuren verlustig gegangen war und die Noten aus dem Gedächtnis rekonstruiert hatte. Leider benotete er auch Studierende, die bei der Klausur gar nicht dabei gewesen waren. China und die Schweiz wird er hoffentlich nicht verwechseln.

Wofür steht Laschet? Er ist kein harter Hund wie Söder oder Friedrich Merz, sondern ein Rheinländer, aus Aachen. Dieser Menschen-schlag, zu dem auch der Autor im weitesten Sinn gehört, neigt eher zum Durchwursteln als zur Perfektion. Laschets je nach Lage oft wechselnde Positionen während der Corona-Krise passten dazu. Sätze wie «Es kommt, wie's kommt» oder «Es ist noch immer gut gegangen» beschreiben die rheinisch-katholische Mentalität recht treffend. Frohsinn statt Härte,

Geselligkeit statt Entschiedenheit, darauf läuft es hinaus.

Laschet, Sohn eines Bergmanns, also ein Aufsteiger wie Gerhard Schröder, hat keinen Wehrdienst geleistet und es beim Jurastudium nach dem 1. Staatsexamen gut sein lassen. Bei den Anfängen der Karriere – Chefredakteur der *Aachener Kirchenzeitung* – war der Schwiegervater behilflich, wallonisch-belgischer Herkunft wie er. Seine Ehefrau lernte Armin Laschet schon als Grundschüler kennen, im Kinderchor, sie haben drei Kinder und sind immer noch zusammen.

Mittleres Leben, mittlere Meinungen

Er sei ein Moderator, sagen die, die ihn gut kennen, er lasse auch andere gelten und sei angenehm selbstironisch. Ob das Eigenschaften sind, die ein Land braucht, das seine Probleme seit Jahren lieber beschweigt, als sie anzupacken? Fest steht nur, dass mit Laschet wieder ein Milieu an die Macht käme, das seine Gegner gern abwertend «die Normalen» nennen, die Familienmenschen, die im Verein, die Braven und Bürgerlichen mit einem mittleren Leben, mittleren Meinungen und mittleren Zielen. Es ist das klassische, seit Jahren frustrierte CDU-Milieu, frustriert, weil es das Land trägt und sich dafür von «denen da oben» verachtet fühlt.

Diese CDU, die alte mit manchmal fast 50 Prozent Wählerstimmen, war nie eine konservative Partei. Sie fischte im gesamten bürgerlichen Spektrum von ziemlich rechts bis ziemlich links. Ihr Erfolgsrezept war eine Doppelstrategie: Einerseits machte sie brav alles mit, was der Zeitgeist heranwehte, andererseits tat sie dies immer mit Verzögerung und in einer verdünnten, für fast alle verträglichen Dosis. In Laschet erkennt man das wieder. Er wird – egal, bei was – weder gar nichts tun, noch tut er sehr viel, ausser es muss sein. Dass die Original-CDU, nach 23 Jahren und der Achterbahnfahrt unter Angela Merkel, wieder regieren könnte, macht ihre Gegner sehr wütend.

Harald Martenstein lebt als Journalist und Buchautor in Berlin und in der Uckermark. Seine Kolumne «Martenstein», die er seit 2002 für das *Zeit-Magazin* schreibt, hat Kultstatus.

Er liebt es, die Leute zu verblüffen

Ich habe Murat Yakin im Juniorenalter von Concordia Basel zu den Grasshoppers geholt. Die Entscheidung war goldrichtig. Wir werden am schlaun Nati-Trainer grosse Freude haben.

Erich Vogel

Murat Yakin ist überzeugt, mit dem Sieger-Gen auf die Welt gekommen zu sein. Da hat er vermutlich recht. Nur Siege gehören in seinen bewussten sportlichen Lebensbereich. Niederlagen blendet er aus. Das sind zufällige Missgeschicke der Natur. Die tropfen an ihm ab. Sie bringen Yakin nicht aus der Ruhe. Sein Selbstwertgefühl ist viel zu stark in seiner Persönlichkeit verankert.

Yakin ist der erste Secondo, der zum Primus der Schweizer Nationalmannschaft wird. Eine verheissungsvolle Ausgangslage. Er wird vom ersten Tag an versuchen, Lust, Spass und Freude zu erzeugen, um eine harmonische Grundstimmung aufkommen zu lassen. Das ist ihm sehr wichtig. Dabei begegnet er seinen Spielern mit grossem Respekt. Diesen hat er als Spieler immer von seinen Cheftrainern eingefordert – oft aber vergeblich.

Die Trainer haben ihn wegen Kleinigkeiten kritisiert und schikaniert. Das hat er nie verstanden, diesem Kleingeist stand er verständnislos gegenüber. Das hat ihn geprägt. Daher lässt er seinen Spielern viele Freiräume ausserhalb des Spielfeldes. Kontrollen sind ihm zutiefst zuwider.

Finanziell völlig unabhängig

Wären Yakins Wurzeln in der Schweiz, hätten ihn die Medien vermutlich als bauernschlau bezeichnet. Aber er ist türkischstämmig und auch stolz darauf. Seine Affinität zur modischen Kleidung, sein höfliches Auftreten, seine beschützenden Hände über seinem Familienclan und seine gelegentlichen Ausflüge ins Nachtleben haben wenig mit einem Bauern zu tun. Daher ist Yakin viel eher mit «türkischschlau» zu beschreiben, obwohl dieses Wort noch nicht existiert.

Auf dem Trainingsfeld kann sich Yakin zur diabolischen Furie entwickeln. Wer sich nicht hundertprozentig einsetzt oder seine Anweisungen nicht befolgt, muss mit einem Kritikhagel rechnen. Yakin weiss wie kaum

ein anderer Trainer, dass es im Fussball keinen Ersatz für Siege gibt. Diesem Leitsatz lebt er mit aller Konsequenz und Unnachgiebigkeit nach.

Als Trainer des FC Luzern kritisierte Murat Yakin seinen Bruder Hakan vor versammelter Mannschaft wie alle anderen Spieler auch. Als Murat merkte, dass Hakan mit dieser Kritik nicht umgehen kann, degradierte er ihn auf die



Harmonische Grundstimmung: Coach Yakin.

Ersatzbank und verbannte ihn nach kurzer Zeit in die fussballerische Provinz nach Bellinzona.

Beim FC Basel bekam der alternde Alex Frei als Erster die harte Hand von Yakin zu spüren. Er wurde als Mittelstürmer an den linken Flügel verschoben mit der unausgesprochenen Aufforderung, seine Karriere zu beenden. David und Philipp Degen, die auch auf dem Spielfeld Freiräume beanspruchten, verbannte er auf die Tribüne.

Yakin hat keine Angst, sich auch mit den unantastbaren Stars und mächtigsten Präsidenten

anzulegen. Das kann er sich leisten, denn er ist finanziell völlig unabhängig.

In der Nationalmannschaft wird er dieses unbarmherzige Durchsetzungsvermögen zu Beginn nicht brauchen. Den Führungsspielern stärkte er seinerzeit als Trainer des FC Basel den Rücken. Sommer schenkte er auch nach haltbaren Toren das Vertrauen. Schär machte unter ihm grosse Fortschritte. Xhaka sagte er eine grosse Karriere voraus und führte ihn behutsam in die erste Mannschaft ein. Shaqiris Täuschungsmanöver hat er mit heimlichem Schmunzeln zur Kenntnis genommen.

Alle diese Spieler haben Yakin einiges zu verdanken. Das wissen sie auch. Sie werden ihm mit Respekt begegnen. Das ist eine ganz wichtige Voraussetzung für den kurzfristigen Erfolg.

Rechts schauen, links spielen

Türken türken Spiele. Dieses rassistisch gefärbte Vorurteil trifft auf Yakin nicht zu. Laut Duden heisst türken vor allem vortäuschen und fälschen. Aber beim Spieler Yakin war die Täuschung ein treuer Begleiter. Nach rechts schauen und nach links spielen: Das beherrschte er wie kein Zweiter. Als Trainer dem Gegner eine falsche Fährte vorzugaukeln, bereitet ihm Vergnügen; den Gegner aufs Kreuz zu legen, verschafft ihm Spass.

Die Italiener als Europameister – der nächste Gegner der Schweizer Mannschaft – werden das zu spüren bekommen. Yakin wird sie masslos ärgern und ihre Spielweise zu zerstören versuchen. Darauf können wir uns verlassen! Das Resultat wird uns Freude bereiten.

Erich Vogel, 82, ist eine der prägendsten Figuren im Schweizer Fussball der letzten 50 Jahre. Als Sportchef gewann er unter anderem mit den Grasshoppers und mit dem FCZ sechs Meistertitel und viermal den Cup.

«In Frankreich schwelt ein Bürgerkrieg»

Der liberale Philosoph Gaspard Koenig tourt durch das Land, geißelt Macrons Corona-Politik und ruft das Volk zum zivilen Ungehorsam auf. Will er Präsident werden?

Jürg Altwegg

Hoch zu Ross erreichte der französische Philosoph Gaspard Koenig vor einem Jahr die Schweizer Grenze bei Basel. Er war unterwegs von Bordeaux nach Rom wie 440 Jahre vor ihm der Humanist Michel de Montaigne. Dessen «Essais» zählen zu den Klassikern der Weltliteratur, doch die Schweizer Grenzwächter interessierten sich an diesem Sommertag im Jahr 2020 mehr für die Ein- und Ausfuhrbewilligung von Tieren. Eine Seite mit Kleingedrucktem fehlte, weshalb Koenig die Schweiz umreiten musste.

Auf seiner Reise übernachtete er bei einfachen Leuten, verzichtete auf Zeitungen und soziale Netzwerke und entdeckte eine tiefe Kluft zwischen Volk und Eliten. Vor allem die Bürokratisierung entfremde die Menschen von der Politik, erst recht in dieser Pandemiezeit.

Zurück in Frankreich, gründete Koenig eine politische Bewegung, um die Bürokratisierung zu bekämpfen. Ihr Name: «Simple». Damit will Koenig in die Präsidentschaftswahl des kommenden Frühjahrs eingreifen. Vorerst tourt er durch Frankreich und sammelt seine Truppen.

Weltwoche: Herr Koenig, sind Sie geimpft?

Gaspard Koenig: Vollständig. Trotzdem steckte ich mich mit der Delta-Variante an. Ich hatte eine kleine Grippe, vier Tage dauerte sie.

Weltwoche: Vor einem Jahr ritten Sie von Bordeaux nach Rom. In diesem Sommer sind Sie in ganz Frankreich unterwegs. Haben Sie den Impfausweis bei sich?

Koenig: Nein. Ich boykottiere alle Orte und Veranstaltungen, für deren Besuch er verlangt wird. Der Impfausweis ist eine Eselei. Man glaubt an ihn wie an einen Talisman. Wer geimpft ist, riskiert wenig, bleibt aber ansteckend. Trotzdem tut man so, als könnte man mit dem Ausweis die Verbreitung des Virus stoppen. Seine Einführung steht in keinem Verhältnis zu den Schäden, die er anrichtet. Man will das Verhalten der Menschen regulieren und sie nötigen, sich impfen zu lassen. Jene, die das nicht wollen, werden sich noch stärker gegen dieses Gesetz auflehnen. Es ist gar nicht durchsetzbar. In Frankreich schwelt ein Bürgerkrieg.

Weltwoche: Was soll der Staat machen?

Koenig: Die Impfung wirkt, sie ist gratis und verfügbar. Damit hat der Staat seine Aufgabe erfüllt. Die Politik muss die Menschen gegen Bedrohungen von aussen schützen. Es ist nicht ihre Aufgabe, die Menschen gegen ihren Willen vor sich selbst zu schützen. Wer sich nicht impfen lässt, muss die Konsequenzen auf sich nehmen. Für die Jungen ist das Risiko vertretbar, das gilt auch für die ganze Gesellschaft, zumindest solange die Intensivstationen nicht überfüllt sind. So machen es die Briten. Ich halte dieses Vorgehen für richtig. Als Ziel wird die Herdenimmunität genannt. Man kann sie erreichen, indem man das Virus zirkulieren lässt.

Weltwoche: Eine Impfpflicht – auch für das Gesundheitspersonal – lehnen Sie ab?

Koenig: Ich bin dagegen. Aber sie ist zumindest logischer als der «passe sanitaire», der eine Demütigung darstellt. Er verweist auf eine totalitäre Zukunft und Gesellschafts-

«Der Impfausweis ist eine Eselei. Man glaubt an ihn wie an einen Talisman.»

ordnung, die ich ablehne. Ich will nicht meinen Pass zücken müssen, um ein Bier zu trinken. Wer glaubt, dass das alles nur vorübergehend und relativ harmlos sei, hängt einer ausschliesslich utilitaristischen Weltsicht an. Es geht aber um Prinzipien, um unsere Freiheit. Zu ihr gehört das anonyme Zirkulieren im öffentlichen Raum. Solche Massnahmen werden nie rückgängig gemacht. Auch das juristische Arsenal der Terrorbekämpfung ist weiterhin in Kraft.

Weltwoche: Sie sind ein Liberaler. Die liberalen Politiker Frankreichs unterstützen die Massnahmen, die Sie bekämpfen.

Koenig: Sie haben sich dem gegnerischen Lager angeschlossen. Sobald es um ihre eigene Gesundheit geht, kennen sie nur noch das Prinzip Vorsicht. Für den echten Liberalen sind die individuellen Freiheiten wichtiger als Kosten-Nutzen-Rechnungen. Der Liberalismus tut sich schwer in Frankreich. Aber die Leiden-

schaft der Franzosen für die Freiheit lebt. Die Kundgebungen beweisen es. Meistens demonstrieren die Menschen für mehr Geld und den Erhalt ihres Besitzstandes, also gegen Reformen. Und wenn die Ferien beginnen, gehen diese Proteste zu Ende. Jetzt engagieren sich die Menschen für die Freiheit. 160 000 Demonstranten an mehreren Samstagen im Hochsommer sind sensationell. Das hat es noch nie gegeben. Und jeder dritte Franzose unterstützt die Demonstranten. Wenn ich das sehe, bin ich stolz, Franzose zu sein. Diese engagierten Bürger für verrückt zu erklären, ist unerträglich.

Weltwoche: Auch wenn sie sich mit dem Judenstern schmücken?

Koenig: Es gibt überall Spinner.

Weltwoche: Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Gegner des Impfausweises vor allem im links- und rechtsradikalen Spektrum und in der Kulturszene zu finden sind. Sind die Extremisten die neuen Liberalen?

Koenig: Ich weigere mich, von Extremisten zu reden. Diese Menschen sind geimpft und gegen den Impfausweis. Es geht für sie um eine Frage der Würde. Wenn sie von der scheinbar moderaten, vernunftgesteuerten Regierung weiter als hinterwäldlerische Dummköpfe beleidigt werden, könnten sie sich radikalisieren. Noch wird debattiert und protestiert. Die Diskussionen zeigen, wer die echten Liberalen sind. Und sie ermöglichen es, die Frage der Grundrechte zu stellen. Dass die Franzosen gegen das Denunziantentum und die Überwachung protestieren, ist eine gute Nachricht.

Weltwoche: Sie rufen zum zivilen Ungehorsam auf.

Koenig: Ich freue mich, die Restaurants zu besuchen, die sich nicht an die Kontrollpflicht halten und die Kellner zu Hilfspolizisten machen. So war es schon während des Lockdowns. In diesen Bistros herrscht eine besondere Atmosphäre. Es geht jetzt darum, diese heilsame, gesunde Bewegung des Widerstands auf intelligente Weise zu strukturieren.

Weltwoche: Wenn das Land heute seinen Präsidenten wählen würde: Wem würden Sie Ihre Stimme geben?



«Ich brauche Truppen»: Denker Koenig.

Koenig: Schwierige Frage. Der Freiheitsdrang des Volks wird von keiner Partei aufgenommen. Alle Parteien vertreten das autoritäre, vertikale Modell. Keine will das Verhältnis zwischen Bürger und Staat neu gestalten.

Weltwoche: Macron war eine Hoffnung?

Koenig: Ich wählte ihn. Aber er akzeptierte schnell die Tyrannei der Technokraten. Macron vertraut weder den Bürgern noch den Politikern in den Provinzen. Er hat die autoritäre Zentralisierung verstärkt. Im Umgang mit der Pandemie kennt er nur die Bürokratie. Präsidentschaftswahlen sind aber stets voller Überraschungen. Beim letzten Mal dachte zehn Monate vor der Wahl niemand an Macron.

Weltwoche: Ihre «Tour de France» in diesem Sommer erfolgt im Namen einer politischen Bewegung, die Sie begründet haben: «Simple». Ihr Ziel ist der Abbau der Bürokratie.

Koenig: Alle Bewohner dieses Landes leiden unter der Verwaltung, Asylbewerber, Landwirte, Maurer, Unternehmer. Die Inflation der Gesetze, Reglemente, Vorschriften, Ausnahmen, Normen, Paragraphen ist ein Alptraum. Der Impfausweis ist die Erfindung einer Bürokratie, die groteske Ausmasse angenommen hat. Wir befinden uns in einem anarchieähnlichen Zustand, die Gesetze sind unverständlich und unanwendbar. Eine gewaltige Frustration und Ungerechtigkeit sind die Folgen. Die

Insider profitieren von diesem komplexen System. Die anderen resignieren. Ich kenne viele Handwerker, die auf die Ausübung ihres Berufs verzichten. Oder niemanden anstellen, weil es zu kompliziert ist. Man hat den Eindruck, dass die Bürokratie die ehrenwerten Bürger verfolgt und die Kriminellen in Ruhe lässt, weil sie Angst vor ihnen hat und keinen Ärger will.

Weltwoche: Sie schildern revolutionäre Zustände.

Koenig: Bei der Revolution von 1789 spielten die juristischen und administrativen Probleme eine wichtige Rolle. Man denke nur an die

«Bezüglich Rechtsunsicherheit kann man die Lage durchaus mit 1789 vergleichen.»

«cahiers de doléances», die Beschwerderegister, mit denen der König auf den Unmut der Bevölkerung reagierte.

Weltwoche: Macron hat sie nach der Revolte der Gelbwesten in den Gemeinden neu auflegen lassen. Aber längst redet kein Mensch mehr von seinem «grand débat».

Koenig: Bei meiner Tournee durch Frankreich treffe ich ständig auf Menschen, die sich daran beteiligten. Sie trugen ihre Anliegen und Vorschläge in den Registern ein. Niemand hat

sich dafür interessiert. Sie wurden nicht einmal abgeholt, geschweige denn gelesen. Bezüglich der Rechtsunsicherheit mit ständig neuen Gesetzen und der herrschenden Willkür kann man die Lage durchaus mit 1789 vergleichen.

Weltwoche: Wie steht es um Ihre Bewegung?

Koenig: Das Echo ist erfreulich. Bei der Bevölkerung, den Politikern, Unternehmern, Vereinen. Wir hören den Leuten zu. Morgen werde ich mich mit Polizisten unterhalten. Auch sie werden von der Papierflut überwältigt, sind mehr im Büro als auf dem Terrain. Nach der Bestandsaufnahme werden wir ein Programm mit radikalen Vorschlägen präsentieren. Das Recht muss vereinfacht werden. Die Bürokratie der Sozialhilfe soll durch ein bedingungsloses Grundeinkommen abgelöst werden. Es ist im Gesetz bereits verankert. Aber man muss über 25 Jahre alt sein und eine feste Adresse haben. Das schließt viele aus. Die Antragsteller werden systematisch abgewimmelt. Das ist die Methode der Bürokratie.

Weltwoche: Ein bedingungsloses Grundeinkommen ist für Sie liberal?

Koenig: Die liberale Antwort auf die Armut kann nur in der Abschaffung des demütigenden, paternalistischen Sozialsystems bestehen. Es infantilisiert die Menschen, die ihre Bedürfnisse am besten kennen. Man muss sie vom ganzen Beiprogramm der Bevormundung und der Umschulungen befreien. Selbstverständlich gibt es eine Schwelle: Der finanzielle Anreiz der Arbeit muss erhalten bleiben. Genau das ist im gegenwärtigen System nicht mehr gewährleistet. Das Grundeinkommen respektiert die Freiheit und Würde jedes Einzelnen und setzt auf seine Verantwortung. Es entspricht der gesellschaftlichen Entwicklung.

Weltwoche: Wollen Sie mit «Simple» die Präsidentschaftswahl beeinflussen?

Koenig: Seit zehn Jahren kämpfe ich in der Öffentlichkeit für meine Ideen. Ich habe den Think-Tank «Génération libre» gegründet, Bücher und Reden von Politikern geschrieben, zum Beispiel von der heutigen Chefin der Europäischen Zentralbank, Christine Lagarde, als sie noch französische Wirtschaftsministerin war. Man kann Minister beraten – es geschieht nichts. Jetzt will ich mich nicht mehr auf die Ideen beschränken: Ich brauche Truppen. Oder wie es Stalin im Zusammenhang mit dem Vatikan formuliert hat: Divisionen. Wir müssen sagen können, dass uns Hunderttausende von Sympathisanten unterstützen. Wir sind auf dem Weg dazu. Jeder, den wir ansprechen, erzählt uns eine neue Geschichte über den bürokratischen Wahn. Wir sind eine Bewegung und werden eine Partei. Nur bei der Präsidentschaftswahl kann man in Frankreich von einer Demokratie reden.

Weltwoche: Treten Sie im nächsten Jahr an?

Koenig: Ich will, dass unsere Ideen umgesetzt werden. Wir werden sehen, wer sie verkörpern kann. Ich habe genügend Arbeit.

Im Dunkeln liegt die Magie

Musiker werden ermutigt, ihre Probleme in Therapien «durchzuarbeiten». Das ist eine Katastrophe für die Popmusik. Amy Winehouse fehlt mehr denn je.

Julie Burchill

Der Riesenhit «Rockabye» der englischen Sängerin Anne-Marie liess mich 2016 die Erfindung des Radios öfter verfluchen, als ich mich erinnern möchte. Als die erfolgreiche Sängerin vor drei Wochen ein neues Album mit dem Titel «Therapy» veröffentlichte, habe ich deshalb nicht gleich ein Dutzend Exemplare gehamstert. Therapien stehe ich gelinde gesagt skeptisch gegenüber, und sie mit Musik zu verbinden, dieser geheimnisvollsten aller Künste, die uns in drei Minuten glücklich zu machen vermag – anders als unendlich viele 55-Minuten-Sitzungen «psychologischer Betreuung» –, empfinde ich als abscheulich. Wer je John Lennon sich die Seele aus dem Leib heulen gehört hat, nachdem er sich der in den siebziger Jahren populären Urschreitherapie unterzogen hatte, wünscht sich, er wäre beim Twisten und Rufen geblieben (Anspielung auf den Isley-Brothers-Song «Twist and Shout», den die Beatles 1963 coverten), was uns alle, ihn inklusive, entschieden fröhlicher gestimmt hätte.

Zu viel Tageslicht

Aber Musiker sind einfach unverbesserlich. Bitte schön: Sie üben einen Beruf aus, der ihnen (finanziell wie emotionell) eine Menge gibt – und trotzdem drehen sie durch. Die schlauerer wie Kate Bush und Sade verhalten sich stilvoll und ziehen sich zurück, wenn ihnen alles über den Kopf wächst. Die grosse Mehrheit aber, da sie nun mal aufmerksamkeitsgeil ist, bleibt hartnäckig da und behelligt uns damit, wie schlecht es ihr gehe.

So enthüllte Anne-Marie, sie sei während der Lockdowns in Therapie gewesen, da sie mit «mangelndem Selbstwertgefühl» und dem Stress, im Rampenlicht zu stehen, gekämpft habe. Nun trifft dies – von den Massen geliebt werden zu wollen und gleichzeitig das Gefühl zu haben, dies nicht zu verdienen – wohl auf 90 Prozent aller Sängerinnen und Sänger zu, und diesem Umstand haben wir einige der unvergesslichsten Performer des 20. Jahrhunderts zu verdanken. Aber was der britische Essayist Walter Bagehot über die Monarchie schrieb – «Tageslicht ist der Magie nicht zuträglich» –,

gilt auch für die Musik, und somit für Anne-Marie, die im Fernsehen verkündete: «Komponieren ist sehr therapeutisch für mich. [...] Dass ich eine richtige Therapie mit einer Therapeutin gemacht habe, hat mir erlaubt, Musik aus einer anderen Warte zu schreiben.»

Diese durchschnittliche Sängerin gehört zu den Brit-Pop-Zimperliesen, die glauben, von «psychischen Problemen» zu schwafeln, sei



«No, no, no»: Sängerin Winehouse.

ebenso viel wert, wie unvergessliche Musik zu schaffen. War es früher tabu, von «Ängsten» und «Panikanfällen» zu reden, ist dies heute geradezu obligatorisch, wenn frau als «guter Mensch» wahrgenommen werden will. Jede zweite Performerin scheint geradezu versessen darauf zu sein, sich als «verletzlich» darzustellen, als sei dies besonders «authentisch» und nicht schleimig, schwach und frauenfeindlich. Umgekehrt werden Frauen, die sich unverschämt taff geben, als kaltherzige Soziopathinnen dämonisiert.

Kürzlich war der zehnte Todestag von Amy Winehouse. Die hatte Probleme – echte, im

Gegensatz zu den heutigen Prinzessinnen auf der Erbse; aber entscheidend ist, dass sie ihre Probleme zu kanalisieren und in ihrer brillanten Musik auszudrücken vermochte. Ist es heute noch denkbar, dass sie zum Ansinnen einer Entziehungskur «No, no, no» singen könnte? Wohl eher nicht. Sänge sie nicht «Yes, yes, yes», würde sie als schlechtes Vorbild verdammt.

«Verdrängung ist die Mutter der Metapher»

Dass Musiker dazu ermutigt werden, ihre Probleme in Therapien «durchzuarbeiten», statt sie für ihr Schaffen fruchtbar zu machen, ist eine Katastrophe für die Popmusik. Denn wie der englische Punk-Poet John Cooper Clarke sagte: «Verdrängung ist die Mutter der Metapher.» Nun bin ich nicht so egoistisch, zu glauben, Sänger sollten sich bitte ihren Dämonen ergeben, damit sie einen möglichst interessanten Soundtrack für meine Kapriolen bieten können. Doch wenn sie es mit Dämonen zu tun haben, ist es bestimmt besser, diese in ihre Kompositionen zu sperren, als in den Medien so lange zu jammern, bis wirklich niemand mehr ihre langweiligen, abgedroschenen Liedchen kaufen will.

Es muss einen goldenen Mittelweg geben zwischen einem solchen Leiden für die Kunst, dass man mit 27 bereits tot ist, und dem Veröffentlichenden eines Albums mit dem Titel «Therapy» und der Erwartung, dass das Publikum für das Vergnügen zahlen werde, Psychiater spielen zu dürfen. Doch ein Ende ist nicht abzusehen: Traumata sind dermassen angesagt, dass Troubadoure, denen als Kind öfter mal das begehrte Himbeereis verweigert wurde, davon geplagt werden, bis sie den Löffel abgeben. Wie wäre es denn damit, Probleme ungelöst zu lassen und dafür überraschende Musik zu schaffen? Wie die Dinge zusammenhängen, können später ja die Biografen zu erhellen versuchen. Manchmal ist es besser, du tappst im Dunkeln; denn andernfalls droht dein Leben – und erst recht deine Musik – furchtbar langweilig zu werden.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Leuchttürme auf der Redaktion

Chefredaktoren müssen heute prägende Köpfe sein. Nur beim Schweizer Fernsehen ist das anders.



Manchmal braucht es eine öffentliche Liebesgeschichte, damit eine unbekannte Figur eine öffentliche Figur wird. Das widerfuhr soeben einem Herrn namens Tristan Brenn.

Barbara Lüthi, die prominente Moderatorin des «Clubs» von SRF, legte sich einen neuen Lebenspartner zu. Bei ihrer Liaison handelt es sich um Tristan Brenn, den Chefredaktor des Schweizer Fernsehens.

«Willkommen im SRF-Liebesclub!», titelte der *Blick* über das Paar Lüthi und Brenn. «Liebeskiste Leutschenbach», alliterierte die *Schweizer Illustrierte* zur betriebsinternen Romanze. Es war das erste Mal, dass die breite Öffentlichkeit etwas von einem Herrn namens Tristan Brenn erfuhr.

Das ist insofern erstaunlich, als TV-Chefredaktor Brenn, numerisch betrachtet, der wichtigste Chefredaktor des Landes ist. Das Schweizer Fernsehen hat die weitaus bestdotierte Redaktion der Schweiz, ungleich besser besetzt als etwa die zentralen Redaktionen von Verlagen wie TX Group und Ringier.

Brenn müsste, mit solchem Background, also auch eine journalistische Grösse sein. Er ist leider das traurige Gegenteil davon. Er ist eine Nullnummer, die jeden publizistischen Output verweigert. Brenn ist, nach Jugendjahren beim Bündner Radio Grischa, seit 1993 bei SRF angestellt, seit sieben Jahren als Chefredaktor. Doch er produziert am TV keine eigenen Beiträge, moderiert keine Diskussionsrunden und liefert nicht einmal politische Kommentare. Er ist für das Publikum als Journalist ein völliger Nonvaleur.

Der Service public leistet sich damit einen Anachronismus, der in der Branche einzigartig ist. Sowohl bei privaten Medienhäusern wie auch bei öffentlich-rechtlichen Sendern hat die Funktion von Chefredaktoren zuletzt enorm an Bedeutung gewonnen. Chefredaktoren, so die Anforderung, müssen heute journalistische Leuchttürme ihrer Unternehmen sein. Sind sie es nicht, sind sie obsolet.

Diese Rollenfunktion ist eine Folge des Strukturwandels in der Branche. Die vormals recht breit diversifizierte Medienindustrie hat

Es war das erste Mal, dass die breite Öffentlichkeit etwas von einem Herrn namens Tristan Brenn erfuhr.

sich enorm verdichtet. Im Jahr 2008 begann die hiesige Fusionswelle. An die Stelle der zuvor zwanzig mittleren und grösseren Medienhäuser sind in der Schweiz nun fünf Konzerne getreten, die den Markt dominieren. Es sind dies SRF, TX Group, Ringier, CH Media und NZZ-Gruppe.

Im Zuge dieser Konzentration wurden, in Presse wie TV, die früher eigenständigen Redaktionen in zentralisierte Mediensysteme integriert. Die Chefredaktoren dieser Zentralredaktionen und Newsrooms müssen darum der Anforderung genügen, als Identifikationsmuster und Vorzeigefiguren ihre Häuser journalistisch gegen aussen zu repräsentieren.

Beim Verbund der TX Group ist Chefredaktor Arthur Rutishauser der publizistische Repräsentant in der ersten Reihe. In Wirtschaft und Wirtschaftspolitik macht ihm niemand etwas

vor. Bei Ringier füllt Christian Dorer diese tragende Funktion aus. Der Chefredaktor der Blick-Gruppe hat seine Produktpalette zurück in die politische Relevanz geführt. Bei CH Media ist Chefredaktor Patrik Müller die Figur der Signalwirkung. Er ist in der Branche der wohl ausgewogenste Analytiker der hiesigen Politik. Bei der NZZ-Gruppe ist Chefredaktor Eric Gujer der Mann, der die Leuchtturmrolle übernimmt. Seine griffigen Leitartikel sind ein Wochenendritual der Medienszene.

Rutishauser, Dorer, Müller und Gujer gehören zu unserer Elite der politischen Kommentatoren. Sie wissen, dass das von ihnen erwartet wird. Bei den wichtigen Themen, von Klima bis Corona, sind sie permanent präsent. Vom fünften Chefredaktor, der von seiner Bedeutung her in ihre Gilde gehört, Tristan Brenn, hört man hingegen keinen Ton.

Dass heutige Chefredaktoren Sichtbarkeit markieren müssen, ist auch im TV die Regel geworden. Peter Frey, der Chefredaktor des ZDF, ist regelmässig mit seinen Kommentaren am Bildschirm präsent, genauso wie Rainald Becker, bis vor kurzem Chefredaktor der ARD. Paul Tesarek, der langjährige ORF-Chefredaktor im Studio Wien, moderierte eine News-Show und die Elefantenrunden. Auch bei CH Media, dem führenden privaten TV-Anbieter der Schweiz, wurde Chefredaktor Markus Gilli als Moderator und Interviewer zu einem der bekanntesten Journalisten der Schweiz.

Beim Schweizer Fernsehen hingegen braucht es dazu eine Liaison. Sonst hätte das Publikum nie erfahren, dass es dort einen Chefredaktor gibt.

Frauen im Militär

Bundesrätin Viola Amherd will die Armee weiblicher machen. Ist das sinnvoll? In Israel gehören Soldatinnen schon lange zum Dienstalltag. Ihr Einfluss im Ernstfall ist gering.

Pierre Heumann

Die Einführung einer Dienstpflicht für Schweizerinnen findet Stefan Holenstein, der Präsident der Schweizerischen Offiziersgesellschaft (SOG), eine gute Sache. «Fraueninklusion ist von sicherheitspolitischer Relevanz» und sei für die Zukunft der Milizarmee «dringlich», schreibt er in der *Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift*.

Auch Bundesrätin Viola Amherd hält den 0,9-Prozent-Anteil von Soldatinnen im Schweizer Militär für zu gering und sucht deshalb nach Wegen, um ihn zu erhöhen.

Ähnlich wie Holenstein und Amherd denkt offenbar eine Mehrheit. Laut dem Bericht «Sicherheit 2021» der ETH sprechen sich 67 Prozent der Befragten dafür aus, dass die Dienstpflicht für Mann und Frau gelten soll.

Frauen in der Armee sind in Israel seit sieben Jahrzehnten Realität. Gibt es Lehren, die die Schweiz aus den Erfahrungen des Mittelmeerlandes ziehen kann, obwohl sich die Bedrohungslage der beiden Länder nicht vergleichen lässt?

Nur Männer in Elite-Einheiten

Der Anblick der selbstbewussten, cool wirkenden jungen Israelinnen, die im Café oder im Zug ihr Sturmgewehr lässig auf die Oberschenkel legen und ihren Rucksack, der für sie oft etwas zu gross ist, auf den Boden stellen, hat manche schon zu Oden an Soldatinnen inspiriert. Viele sind zierlich, doch sie müssen in voller Kriegsausrüstung 60 Kilometer zurücklegen – davon 32 mit einer Tragbahre auf dem Rücken bevor sie in einer Kampfeinheit aufgenommen werden.

Als der Staatsgründer David Ben-Gurion Israelinnen per Gesetz zum Dienst in der Armee verpflichtete, hatte er dafür zwei Gründe. Er wollte erstens dem Mangel an militärischem Personal entgegenwirken und zweitens das Konzept einer «Volksarmee» realisieren.

Von Frauen sollte genauso viel verlangt werden wie von Männern, war der Sozialist Ben-Gurion überzeugt. Er hatte aber nichts dagegen, dass sie zunächst ausschliesslich als Büroangestellte, Krankenschwestern und Lehrerinnen zugelassen waren – Positionen

also, die traditionell als weibliche Rollen angesehen wurden.

Das hat sich inzwischen grundlegend geändert. Im Laufe der letzten Jahrzehnte haben sich in den Israel Defense Forces (IDF) «Gender-Anliegen» durchgesetzt. Unter dem Druck von Feministinnen, die ihre Forderungen teils mit Hilfe von Gerichtsentscheiden erkämpften, werden immer mehr Aufgaben und Einheiten für Frauen im Militär geöffnet.

Idit Shafran Gittleman, die am Israel Democracy Institute das Programm «Militär und Gesellschaft» leitet, freut sich über diese Entwicklung: Rekruten sollten aufgrund ihrer Fähigkeiten und nicht ihres Geschlechts eingeteilt werden, meint sie. 1995 wurde die erste Frau Kampfpilotin, in den folgenden Jahren wurden Soldatinnen in der Grenzpolizei, in gemischten Einheiten, als Marineoffizierinnen oder als Fallschirminstruktorinnen zugelassen,

Männer werden härter angefasst als Frauen: Ihre minimale Dienstzeit dauert sechs Monate länger.

vor zwei Jahren auch als Kommandantinnen eines Artilleriekorps.

Seit 2012 stehen 92 Prozent der IDF-Einheiten Frauen offen. Im Vergleich zu den 1980er Jahren, als nur die Hälfte der Einheiten Frauen aufnahmen, sei das ein Fortschritt, sagt Shafran Gittleman. Die Zahl der weiblichen Kampfsoldaten in der Infanterie ist zwischen 2013 und 2017 um 350 Prozent gestiegen, und die Gesamtzahl der weiblichen Kampfsoldaten hat sich seit 2005 versiebenfacht. Nur in Elite-Einheiten werden Frauen derzeit nicht zugelassen.

Der Einsatz von Frauen in Kampftruppen ist freilich umstritten. Die Ultraorthodoxen stehen ihm ablehnend gegenüber, aber auch Feministinnen. «Der Gedanke, dass Frauen in Kampfeinheiten eingesetzt werden, hätte von vornherein abgelehnt werden müssen, schon allein wegen der eklatanten physiologischen Unterschiede zwischen Männern und Frauen», sagt die Autorin Irit Linur. «Im Gegensatz zu

Männern ist der Kampfdienst für Frauen freiwillig. Dieses Wahlrecht besteht, weil die Armee die Wahrheit kennt: Es gibt nur eine winzige Minderheit von Soldatinnen, die den körperlichen und geistigen Strapazen des Kampfes gewachsen sind, deren Integration der Professionalität der Armee nicht schadet und die sich aufgrund ihrer körperlichen Schwäche nicht in Gefahr bringen.»

Religionsminister Matan Kahana, der einst in Elitetruppen gedient hat, kann der Gender-Agenda ebenfalls nichts Positives abgewinnen. «Die Rolle der Armee ist es, den Feind zu besiegen und nicht, gesellschaftliche Wunschvorstellungen durchzusetzen», sagt er. Die Kosten der Integration, so Kahana, seien höher als die Vorteile. Frauen würden im Durchschnitt zehnmal öfters verletzt als Männer.

Frauen sind privilegiert

Doch wie bringen Soldatinnen ihren Dienst in der rauen, von Männern dominierten Welt mit ihrer Weiblichkeit in Einklang? Der Gynäkologe Itamar Netzer, der bis vor kurzem oberster Arzt bei der Marine war, hat dazu eine Umfrage unter Kämpferinnen in Uniform durchgeführt.

Das Resultat hält er für «ermutigend»: «Während ihrer Einsätze verhalten sich die Soldatinnen professionell, und wenn sie nach dem Dienst im vertrauten Umfeld unter Frauen sind, können sie wieder stereotyp reagieren», meint Netzer, der die Studie zusammen mit einer Ko-Autorin in der Fachpublikation *Military Health* publiziert hat.

Komme zum Beispiel eine Soldatin bei der Vorbereitung eines Hinterhalts auf einen Ameisenhaufen zu sitzen, gebe sie keinen Ton von sich. «Aber sobald sie zurück im Frauenschlafsaal ist und eine kleine Kakerlake sieht, kann sie wie hysterisch schreien.»

Netzer hat für dieses gespaltene Verhalten eine Erklärung: «Der sichere und homogene geschlechtsspezifische Raum, in dem als weiblich empfundene Identitätskomponenten frei zum Ausdruck kommen können, dient für diese Frauen als emotionale Tankstelle.»



Wie auf dem Laufsteg: Israelinnen im Einsatz.

In Netzers Studie finden sich Fallbeispiele, wie sich die Frauen in Olivgrün mit ihrem Dasein in der groben Männerwelt arrangieren.

Sie versuche, auch in der Uniform gut auszusehen, meint eine der Befragten, die an der Grenze zu Jordanien dient. Sie achte im Armeelager auf ihr Äusseres, sagt eine andere, und sie kämpfe für ihre Weiblichkeit, mehr sogar als zu Hause. Sie habe stets eine Handcreme in ihrer Uniform, gibt eine Dritte zu Protokoll, als ob sie fordern wollte: Ich bin zwar Kämpfsoldatin, aber lasst mich gleichzeitig auch Frau sein.

Etwas mehr Mühe hat ihre Kollegin: «Zu Hause dauert es oft eine Stunde, bis ich zum Ausgehen bereit bin. Im Militärlager werden mir dafür kaum 15 Minuten zugestanden.»

Netzers Studie macht auch klar, mit welchem Misstrauen Soldatinnen konfrontiert sind und mit welchen Vorurteilen sie zu kämpfen haben. Wenn ein Mann ein Mal geprüft werde, würden sie zehn Mal geprüft, wurde ihm gesagt, und eine andere räumt ein: «Man kann es nicht ändern. Männer gehen mit Stress besser um als wir.»

Trotz der postulierten Gleichberechtigung sind Frauen im Militär privilegiert. Die allgemeine Wehrpflicht besteht zwar für beide Geschlechter. Aber in den vergangenen Jahren wurden lediglich 58 Prozent der Frauen rekrutiert, während 75 Prozent der Männer zum Militärdienst eingezogen wurden.

Frauen können sich leichter dispensieren lassen – zum Beispiel, wenn sie religiös oder

verheiratet sind. Männer werden härter angefasst als Frauen: Ihre minimale Dienstzeit dauert sechs Monate länger. (Ultraorthodoxe Frauen sind wie ultraorthodoxe Männer von der Dienstpflicht befreit.)

Trotzdem: Soldatinnen sind auf dem Vormarsch. Mehrere Frauen haben beim Obersten Gericht eine Petition deponiert, um die letzten Männerbastionen zu knacken. Zudem befördert die Armeeführung weibliche Offiziere in Top-Positionen.

So wurde neulich erstmals eine Frau zur stellvertretenden Leiterin der Cyber-Abteilung 8200 ernannt, der grössten der Armee. Die nächste Militärgeneralanwältin der IDF wird ebenfalls eine Frau sein. Sie ist damit die zweite weibliche Generalmajorin in der Geschichte der israelischen Verteidigungstreitkräfte.

Auch an der Front rücken Frauen in Positionen vor, die bisher Männern vorbehalten waren. In diesem Monat wird erstmals eine rein weibliche Panzerkompanie die Grenze verteidigen.

«Schlechter Witz»

Zu den schärfsten Kritikern des Kriegsdienstes von Frauen zählt der Militärhistoriker Martin van Creveld. Dass Soldatinnen in Panzern an der Grenze zu Ägypten und Jordanien eingesetzt werden, akzeptiert der emeritierte Geschichtsforscher nicht als Argument für die Gleichberechtigung. Das sei «ein schlechter

Witz». Seit Jahrzehnten sei es an diesen Grenzen nämlich nicht zu Kampfhandlungen gekommen, nie habe in den letzten fünf Jahrzehnten die israelische Armee die Grenze zu Ägypten überschritten. «Mehr als Schmuggler kann man hier nicht aufgreifen.»

Wo wie bei den Einsätzen amerikanischer Truppen im Irak oder in Afghanistan Soldatinnen kämpften, zeige die Statistik klar, wie irrelevant sie gewesen seien: Sie stellten rund 15 Prozent der Kämpfer, mussten aber lediglich 3 Prozent der Toten beklagen. Die Wahrscheinlichkeit, zu sterben, war bei Männern sechs bis sieben Mal höher als bei Frauen.

Van Creveld bezeichnet den Einbezug von Frauen in der Armee als «Verschwendung». Die Armee habe dem Druck von Feministinnen nachgegeben: «Diesen ganzen feministischen Unsinn gibt es nur im Westen.»

Dass Feministinnen ihre Agenda im Militär weltweit durchsetzen können, führt van Creveld auf die lange Periode des Friedens zurück. «Es gab kaum Situationen, in denen es zu Kampfeinsätzen kam.» Das gelte auch für Israel, dessen Armee seit fünfzehn Jahren keinen ernstesten Krieg geführt habe.

Kämpferinnen habe es in der Geschichte kaum gegeben. «Die Amazonen sind ein Mythos», sagt van Creveld, «der sich aufgrund der Kombination von Waffen und Brüsten zwar hartnäckig hält. Aber es ist eben nicht mehr als ein Mythos.»

Ein amerikanischer Hamlet

Der prominenteste Impfgegner der USA heisst Robert F. Kennedy Jr.

Der Sohn von Robert Kennedy ist schillernd, interessant, tragisch und recherchiert minutiös.

Sarah Pines

Ein Mann kämpft einen bereits verlorenen Kampf, aber er kämpft ihn. Robert F. Kennedy Jr, Sohn von Robert Kennedy und Neffe von John F. Kennedy, ist Nordamerikas bekanntester *anti-vaxxer*, der, allen Vorurteilen zum Trotz, aus dem Rahmen dessen fällt, was sich Politik und Medien so unter dem klassischen Impfgegner vorstellen: mittellos, ungebildet und notfalls, wie in Deutschland, mit Grillwürstchen oder Kinokarten zu bestechen, mit Hakenkreuz unterm Kissen oder im Aluhut-Walla-Gewand, verklärt die Sterne beschwörend.

Nicht aber Robert F. Kennedy Jr, 1954 geboren, mit dem typisch breiten Kiefer, dem halb-offenen Lächeln, der eleganten Statur der Kennedys. Fans nennen ihn schlicht «Held». In den USA ist Kennedy insbesondere seit der Corona-Pandemie zum Leitstern der impfskeptischen Bewegung geworden. Der in Harvard, an der Pace University und an der London School of Economics ausgebildete Umweltrechtler und Professor emeritus sprach sich von Beginn der Pandemie an gegen die strengen Auflagen der Pandemiepolitik aus, kritisiert gegenwärtig Impfwänge bei der Arbeit, die dräuende Kleinkinderimpfung, die Segregation der Gesellschaft in «geimpft» und «ungeimpft».

Sperrung auf Facebook

Kommenden November wird Kennedys neues Buch «The Real Anthony Fauci: Bill Gates, Big Pharma, and the Global War on Democracy and Public Health» erscheinen, in dem Kennedy die ungute und angeblich interessengesteuerte Allianz Dr. Faucis, des Chefberaters der amerikanischen Regierung zur Bekämpfung des Virus, mit Pharmakonzernen und Big Tech analysiert. Fauci, so Kennedy, habe in den USA mit seiner Pandemiepolitik eine frappante Verletzung der Grundrechte bewirkt, und es sei noch lange nicht vorbei.

Gegnern ist Kennedy mehr als nur ein Dorn im Auge, nicht zuletzt auch wegen seiner beachtlichen Fan-Gemeinde, die sich – unerwartet – aus Mitgliedern des kalifornisch-bürgerlichen Bio-Milieus zusammensetzt. Die Instagram-Bilder der «Malibu Fig Ranch», eines am Paci-



Vehementer Kampf:
Umweltrechtler Kennedy.

fic Coast Highway nahe Los Angeles gelegenen Bio-Gemüsestands mit eigenen Feldern und Lavendelhainen, vor dem Kennedy im September 2020 ein Anti-Impf- und Anti-Corona-Seminar abhielt, suggerieren: Vor allem weisse, wohlhabende und gebildete Frauen aus West L.A. (genauer: Brentwood, wo auch Kennedy lebt) und Santa Monica – Hochburg der Demokraten und bekannt für wohlhabende, Showbiz und Tech nahestehende Leute – verehren ihren «Guru», sollen sich sogar vor ihm verneigen, wenn sie ihm irgendwie nahekommen können.

Kennedy solle Falschinformationen zu Covid, der Pandemie insgesamt und Impfungen im Allgemeinen verbreiten, so äusserten sich verschiedene Senatoren und Kongressmitglieder bereits vergangenen Herbst, und so begründete es Facebook nach einer vorübergehenden Sperrung von Kennedys Profil. In ein paar wenigen öffentlichen Statements kritisierten auch Mitglieder der Kennedy-Familie, die in den USA lange den Spitznamen «Camelot» trug (in Anspielung auf die verschworenen und von aussen abgeschottet lebenden Ritter der Tafelrunde aus der spätmittelalterlichen Artussage) und die wegen der tragischen Unfälle mehrerer Familienmitglieder nun «der Fluch» genannt wird, die impfkritische Haltung von Onkel «Bobby». Doch Kennedy, wie es

etwa die amerikanische *Vanity Fair* in einem langen Porträt suggerierte, in die Ecke von Unvernunft und gesellschaftsgefährdender Pandemiekritik zu stellen, ist unterkomplex.

Kennedy ist schillernd, interessant, tragisch, recherchiert minutiös. Als junger New Yorker Anwalt war er heroinsüchtig. Als Teenager arbeitete er in einem Heim für psychisch kranke Erwachsene, die vor seinen Augen kopolytierten. Kennedy Jr kritisiert Amazon, tritt für Datenschutz, sauberes Trinkwasser, erneuerbare Energien und die Landrechte von *native Americans* ein, warnt vor genmanipulierten Lebensmitteln, verurteilt Fracking. Kennedy liebt Tiere und verbrachte Zeit in Afrika.

Demokrat der alten Schule

Kennedys vehemente Kampf gegen das Konzept «Impfung» begann lange vor Covid, mit der allergisch-anaphylaktischen Reaktion seines Sohnes auf Erdnüsse. Im Vorwort zum Buch «The Peanut Allergy Epidemic» erörtert Kennedy den vermeintlichen Zusammenhang zwischen der vom CDC (Center for Disease Control and Prevention) in den frühen 90er Jahren angeordneten Ausweitung des Impfprogramms für Kinder, in manchen Vakzinen enthaltenen Neurotoxinen und einer rasant auftretenden Häufung allergischer und sonstiger Körperreaktionen wie Asthma oder Ekzeme. Beschäftigt man sich einmal mit dem Streit um Impfmittel – schädlich, ja oder nein? –, betritt man eine endlose, sich in immer weitere Wirbel verzweigende Welt, in der Nachkommen Rousseaus nach dem Motto «Die Natur ist gut, die Gesellschaft korrumpiert» auf scheinbar industrielle Gier und Korruption treffen.

In den USA ist der Umgang mit Covid ebenso gespalten wie die Gesellschaft seit Trump. Wer nicht impft – so die nicht immer zutreffende Annahme – ist Trumpist, alle anderen sind Demokraten. Robert F. Kennedy Jr aber ist Demokrat der alten Schule, ein amerikanischer Hamlet, wie John F. Kennedy, wie sein 1968 erschossener Vater. Kennedy Jr war damals knapp vierzehn Jahre alt. In allen Kennedys liegen grosse Hoffnungen, idealistische Träume, Wahnsinn und Wahn dicht beieinander.

Flutterhafte Sonne

Das miese Wetter im Juli zeigt die Schwäche der Solarenergie gnadenlos auf: Wolken, Sturm und Hagel liessen die Produktion einbrechen.

Alex Baur

Der 13. Juli 2021 war ein schwarzer Tag in der Geschichte der Schweizer Solarenergie. Die Solarpanels im ganzen Mittelland erbrachten nicht einmal einen Fünftel der Leistung, welche an einem durchschnittlichen Sommertag zu erwarten gewesen wäre. Es war der schlechteste von vielen schlechten Tagen in diesem Sommer, an dem eine dicke Wolkendecke die Solarproduktion zusammenbrechen liess.

Als ob das nicht genug wäre, hatte in der Nacht zuvor das Sturmtief Bernd in gewissen Regionen den Solarpark nachhaltig dezimiert. Böen mit Geschwindigkeiten von bis zu über 100 km/h rissen an exponierten Lagen ganze Anlagen von den Dächern und Fassaden. Die CKW (Centralschweizerische Kraftwerke) rechnen, dass allein im Kanton Luzern der Hagelschlag 500 von insgesamt 6000 Solaranlagen zerstörte. Insbesondere im Entlebuch waren die Schäden enorm.

Haarrisse auf den Panels

Wie CKW-Sprecher Marcel Schmid auf Anfrage erklärte, hofft man, die havarierten Anlagen bis Ende Jahr grösstenteils ersetzt zu haben. Das Problem seien weniger die Panels, von denen man vor allem bei den neueren Modellen einiges an Lager habe, sondern vorwiegend der Unterbau, den man zum Teil aus China bestellen müsse. Der Materialschaden wird durch die kantonalen Gebäudeversicherungen zwar gedeckt, nicht aber der Produktionsausfall. Wer dafür keine private Versicherung abgeschlossen hat, geht leer aus.

Dabei sind die vom Hagel völlig zerstörten Panels noch das kleinere Problem. Sie können relativ einfach ersetzt werden. Viel lästiger sind die von blosserem Auge nicht sichtbaren Haarrisse in der Oberfläche, die der Hagel ebenfalls verursachen kann und welche die Alterung der Panels rapide beschleunigen. Die Produktivität der Anlagen sinkt, es drohen Kurzschlüsse. Doch je nach Bauweise kann es sehr aufwendig sein, die «faulen» Elemente auszusondern und zu ersetzen.

Noch decken die 85 000 Solaranlagen im Land lediglich 3,38 Prozent des Schweizer Strom-

bedarfs. Der Ausfall ist kaum spürbar und kann leicht wettgemacht werden. Da die Produktion ohnehin von den Launen des Wetters abhängt, verlässt sich kein Elektrizitätswerk auf die Sonne. Der verregnete und verhagelte Sommer führt eben diesen Nachteil der Solarenergie drastisch vor Augen: Die Produktion lässt sich nicht steuern und hängt allein von den Launen des Wetters ab – und das auf einem Markt, der hauptsächlich durch die Nachfrage bestimmt wird. Und das wird mit steigendem Solaranteil früher oder später zum Problem.

Gemäss den eisernen Gesetzen der Physik muss man stets so viel Strom ins Netz einspeisen, wie man herausnimmt, und zwar in Echtzeit. Sonst kommt es zu Spannungsschwankungen. Mit einem sogenannten Smart Grid, das Haushaltsgeräte je nach Stromangebot automatisch ein- und ausschaltet, kann der Verbrauch zwar etwas angeglichen werden, doch viel mehr als Kosmetik ist das nicht. Gerade die grossen Stromfresser lassen sich zeitlich schlecht steuern. Wenn die Produktion während Tagen, Wochen oder gar Monaten einbricht, ist auch das intelligenteste Netz schnell am Ende.

Die meisten Solaranbieter geben wohlweislich nur die theoretische Maximalleistung

(Peak) der Anlagen oder allenfalls noch die durchschnittliche Jahresleistung an. Die Industriellen Betriebe der Stadt Brugg (IBB) gehören zu den ganz wenigen Elektrizitätswerken im Land, welche die effektive Produktion ihrer Solaranlagen sauber und transparent ausweisen (<https://ibb.solarlog-web.ch>). Eine Analyse der Daten sei jedem empfohlen, der auf Fotovoltaik setzen möchte.

Flaute auf dem Bözberg

Die beiden grössten Solaranlagen der IBB befinden sich auf dem Bözberg (209 kW Peak) und auf den Hangars des Flugplatzes Birrfeld (196 kW Peak). Letztes Jahr lieferten die beiden Solarparks 196 MWh beziehungsweise 309 MWh Energie, was einer Auslastung von rund 11 Prozent des theoretischen Potenzials entspricht. Doch zwischen Sommer und Winter öffnen sich Abgründe. Während im Juli letzten Jahres auf dem Bözberg 41 MWh Energie anfielen, waren es im Dezember noch 3 MWh und im darauffolgenden Januar gar nur noch 1,6 MWh. Im Birrfeld sah es mit 29 MWh im Juli, 2,5 MWh im Dezember und 2,1 MWh im Januar nicht besser aus.

Das Verhältnis entspricht den langjährigen Erfahrungen: In den Wintermonaten liefern Solaranlagen in der Schweiz bestenfalls einen Achtel von dem, was im Sommer anfällt, im Frühling und Herbst rund die Hälfte. Dummerweise ist der Strombedarf in der Schweiz im Winter aber am höchsten, während im Sommer ein Überfluss herrscht.

Doch selbst im Sommer sind die Unterschiede gewaltig. Im letzten Juli lieferte die Anlage Birrfeld gerade mal 21,7 MWh Energie, also rund ein Viertel weniger als in der gleichen Vorjahresperiode. Die Tagesproduktion variierte von 0,18 MWh bis 1,13 MWh (Bözberg 0,28 MWh bis 1,87 MWh). Und wenn man die Tageskurven analysiert, stellt man schnell fest, dass auf die Sonne im Schweizer Mittelland fast nie Verlass ist. Ein paar hartnäckige Wolken am Himmel reichen aus, um all die schönen Rechenmodelle auf den Hochglanzpapieren einstürzen zu lassen wie Kartenhäuser.



Inquisition im rechtsfreien Raum

Die Scheinjustiz gegen Gottfried Locher entlarvt sich als peinlicher Religionsgerichtshof der reformierten Kirchenspitze. Der bestens vernetzte Charismatiker wurde ihr gefährlich.

Christoph Mörgeli

Gerichtshöfe der Moral kennen keine Prozessordnung: Dieser Erkenntnis des Philosophen Hermann Lübbe entspricht exakt die im Sommerloch platzierte Medienkonferenz des Vereins Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz (EKS). Dort berichteten drei Damen und ein Herr über die Ergebnisse eines geheim gehaltenen Berichts und des dazugehörigen Kommentars einer «nichtständigen Untersuchungskommission». Anlass beider Papiere bildeten die Vorwürfe gegen den im Mai 2020 zum Rücktritt gezwungenen EKS-Präsidenten Gottfried Locher. Es handelte sich bei dieser Nachbearbeitung um einen nichtstaatlichen Schauprozess mit selbstentworfenem Anklageverfahren, in dem der Kirchenverein gleichzeitig Kläger, Prozessführer und Richter war. Für die Anklage wurde eine ihm genehme externe Anwältin mit rund 140 000 Franken bezahlt; eine Verteidigung war nicht vorgesehen.

Die bestellte Untersuchung folgte präzise dem Willen der Kirchenoberen und lieferte das gewünschte Ergebnis. Im Schweizer Fernsehen haben Kirchenvertreter allerdings schon vor einem Jahr öffentlich ihr Urteil gesprochen. Die eigene «Untersuchung» wurde dafür nicht abgewartet, das Ergebnis stand offenbar von vornherein fest. Als Präsidentin der «nichtständigen Untersuchungskommission» amtierte Marie-Claude Ischer, die ihre Parteilichkeit wegen ihrer früheren Tätigkeit «in einem Zentrum für weibliche Gewaltopfer» gleich selber klarstellte: «Ich fühle mich der Beschwerdeführerin nahe, auch wenn ich sie nicht kenne.»

Kirchenpolitische Gründe

Tatsächlich ist die Untersuchungskommission kein einziges Mal mit diesem angeblichen Opfer zusammengetroffen, da die Frau Anonymität eingefordert hatte. Von Anfang an hat der Kirchenverein bei dieser Hauptanklägerin die Weichen fatal falsch gestellt. Als sich die frühere Mitarbeiterin von Gottfried Locher 2019 – acht Jahre nach den von ihr beklagten Ereignissen – an einzelne Kirchenrätinnen wandte, hätten diese ihr sagen müssen: «Gehen Sie zur Polizei.» Aus feministischen wie kirchen-



Es liegt nichts vor, was unrecht wäre: Theologe Locher.

politischen Gründen taten die ins Vertrauen gezogenen aber genau das nicht. Sie verschworen sich stattdessen hinter Lochers Rücken mit dessen innerkirchlichen Gegnern, und zwar mit dem Ziel, den EKS-Präsidenten loszuwerden. Seine Nachfolgerin Rita Famos, die ihn heute an vorderster Stelle vollmundig verurteilt, hat schon 2018 mit Unterstützung des Zürcher und des Aargauer Kirchenratspräsidenten vergeblich nach Lochers Amt gegriffen. Sie gilt als theologisch unauffällige Vollstreckerin der Locher-Verurteilung.

Demnächst dürfte die Kirche der Anklägerin – eine vielfache Millionenerbin aus dem Zürcher Tösstal – die von ihr eingeforderte Summe von fast 145 000 Franken auszahlen. Damit wäre

deren Status als «Opfer» ebenso eingestanden wie Gottfried Locher eine angebliche Schuld zugeschoben. Dass Locher den Vorwurf von Beginn weg bestritten und entsprechende Fakten schriftlich eingereicht hat, wird konsequent verschwiegen. Überhaupt hat sich der Kirchenverein fast ausschliesslich die Sicht dieser ehemaligen Assistentin Lochers zu eigen gemacht und spricht von einem «Missbrauch der Beschwerdeführerin durch ihren damaligen Vorgesetzten», wodurch sie «in ihrer sexuellen, psychischen und spirituellen Integrität verletzt wurde». So wird rhetorisch ein «sexueller Missbrauch» konstruiert, ohne dass er geradeheraus formuliert würde – eine verheerende Taktik, die von den Medien willig übernommen

wurde. Obwohl die Kosten des Falls (ohne die vertrauliche Aufhebungsvereinbarung mit Locher) mittlerweile 400 000 Franken betragen, gibt es weder einen Casus noch einen Kläger, weder einen Angeklagten noch einen Richter, geschweige denn ein Urteil.

Der Bericht, die Kommission und die Pressekonferenz waren ein einziges Vertuschungsmanöver. Im Stil eines Zaubertricks wurden die Zuschauer vom Wesentlichen abgelenkt. Denn das peinliche Ergebnis der kirchlichen Privatuntersuchung lautet: Es gibt bei Gottfried Locher keinen Straftatbestand. Der Mann ist im rechtlichen Sinne unschuldig. Doch kein einziges Medium sah sich bemüssigt, dieses für die heutigen EKS-Verantwortlichen blamable Resultat zu thematisieren.

Stattdessen wurde die Öffentlichkeit wie erwünscht Zeuge einer reinen Scheinjustiz, einer kirchlichen Inquisition inklusive Errichtung eines moralischen Scheiterhaufens. Von der Verschleuderung von Steuergeldern gar nicht zu sprechen. Jedenfalls zementierte der reformierte Kirchenverein die Zuteilung von «Gut» und «Böse». Hier der böse Gottfried Locher, dort seine bedauernswerten weiblichen Opfer. Dass Frauen derart hilf- und wehrlos sind, wäre allenfalls im Iran plausibel, nicht aber in der Schweiz. Die kompromisslose Fixierung auf die eigene Sichtweise, der Absolutheitsanspruch und der Unwille, Andersdenkenden wahrheitsrelevante Erkenntnisse zuzubilligen: All dies sind eigentlich die Merkmale von Sekten. Die Kirchenvereinsspitze entblösste ihren dramatisierenden Gender-Wahn, indem sie von «sechs Opfern» sprach, die sich gemeldet hätten. Dabei haben drei davon weder Locher noch die Reformierten betroffen, und die drei übrigen kamen als anonyme Denunziantinnen für den Bericht ebenfalls nicht in Frage. Doch das böse Wort von «sechs Opfern» stand anklägerisch im Raum. Nur: Was ist eigentlich ein «Opfer», wenn keine Straftat vorliegt?

Blamables Untersuchungsergebnis

Ein Freispruch von Gottfried Locher durfte natürlich nicht sein, schliesslich hat der Verein ja schon vor einem Jahr sein Urteil gesprochen. Und weil das Resultat der Untersuchung so peinlich ist, hat die Kirchen-PR-Abteilung eine Kampagne gezündet, die exakt das Gegenteil verbreiten soll: Der Angeklagte ist schuldig! Einen Mann in den Fünzigern kann man leicht schädigen. Es reicht, ihm das besonders üble Wort «Grenzverletzungen» vorzuwerfen, schon steht er in allen Zeitungen am Pranger. Doch entweder ist eine Sache strafbar, oder sie ist es nicht.

Zwar sagt eine «Grenzverletzung» gleichzeitig alles und nichts, aber der Begriff eignet sich wunderbar als Zauberwort der heutigen Inquisition. Einmal ausgesprochen, folgt zu-

verlässig die Zerstörung. Jede Zeit will Menschen auf dem Scheiterhaufen brennen sehen. Für die Verurteilung braucht es so nicht einmal den Rechtsstaat. Die Medien übernehmen die Aburteilung noch so gerne. Sex verkauft sich! Beweise sind unnötig, Behauptungen reichen vollauf. Kirchliche Wichtigtuerinnen heucheln selbstgerecht ihre Empörung. Schaut her! Ein ganz übler, ein verwerflicher, ein schlechter Mensch. Doch all die Polemik ändert nichts an der Faktenlage. Es gibt keine Anklage. Es liegt nichts vor, was unrecht wäre. Nicht einmal irgendetwas Unanständiges steht im Raum.

Insgesamt ergibt sich das Bild einer «Kirche», die hilflos den gerade mehrheitsfähigen Ideologien nachrennt und sich ihre Orientierungs-

Statt den christlichen Glauben zu verkündigen, stecken die Kirchen ihre Energie in politische Kampagnen.

losigkeit von gutmeinenden, steuerzahlenden Bürgerinnen und Bürgern bezahlen lässt. Statt mutig und verständlich den christlichen Glauben zu verkündigen, stecken die Staatskirchen ihre letzte noch erkennbare Energie in den Zeitgeist und in politische Kampagnen.

Noch leben wir aber in einem Rechtsstaat, nicht in Zeiten der unheiligen Inquisition. Auch dann, wenn sich die Mitglieder des kirchlichen Ad-hoc-Gerichtshofs nach eigenem pathetischem Bekenntnis «in dieser komplexen und schwierigen menschlichen Situation demütig Gott anvertrauen». Ein kirchliches Pseudo-Justizverfahren ist hierzulande nicht üblich. Kirchen können niemandem einen Kirchenprozess machen. Der reformierte kirch-

liche Verein hat es trotzdem getan. Erstaunlich wenige Medien haben diesen Tabubruch kritisiert. Dennoch bleibt die Justiz im Rechtsstaat einzig und allein Sache des Staates. Wir brauchen keinen Religionsgerichtshof.

Worum es wirklich geht

Die Organisation Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz stand schon immer unter dem Verdacht, dass es sie gar nicht braucht. Der profilierte Theologe Gottfried Locher wollte sie in seiner Präsidentschaft aufwerten und ihr ein Gesicht geben. Das ist ihm über Jahre besser gelungen als all seinen Vorgängern. Seine Stimme wurde gehört in Kirche und Politik, auch international: Locher war Präsident der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa, ein einflussreiches kirchenpolitisches Amt. Kein anderer Schweizer Theologe verfügte über derart enge Verbindungen zum Bundesrat, zu den Parteispitzen und zum Vatikan, ja zu Papst Franziskus direkt. Unter Locher gewann die reformierte Kirche markant an Einfluss. Dieser Erfolg schaffte ihm zunehmend Gegner unter den lokalen Kirchenpräsidenten, denen er rhetorisch und theologisch zumeist überlegen war. Das war der wirkliche Grund für die Scheinjustiz der Kirchenspitze.

Gottfried Locher verlangte mehr theologische Substanz statt trendiger Ideologien. Er wollte eine als kühl empfundene Kirche versinnlichen. Locher setzte aber zu stark auf Hierarchien und Organigramme. Sein Machtanspruch musste gerade in der reformierten Kirche auf Widerstand stossen. Und sobald sein selbstbewusster Machtanspruch bestand, folgte der Vorwurf des Machtmissbrauchs auf dem Fuss.



«Heute dauert die Zukunft länger.»

Rolf Dörig
Verwaltungsratspräsident
zum selbstbestimmten Leben





Geldschwemme: Verlagschefs Ringier, Supino, Hersant, Wanner (v.l.).

Subventionen für Milliardäre

Der Bund will die grossen Verlage noch stärker unterstützen. Dabei weiss schon heute niemand, wer wie viel einsackt. Sicher ist: Das Steuerzahlergeld landet bei Reichen und Superreichen.

Bruno Hug

Noch bis zum 1. Oktober läuft die Referendumsfrist gegen das vom Parlament im Juni abgesegnete «Massnahmenpaket zugunsten der Medien». Mit diesem «Paket» möchten Bundesrat und Parlament die jährlichen Subventionen an die Schweizer Medien von heute 50 auf 178 Millionen Franken hochschrauben.

Als Mitglied des Komitees, das gegen dieses Gesetz das Referendum ergreift, wollte ich deshalb von Bern wissen, wer mit dem Staatsgeld bedient werden solle. Ich kam auf die Welt: Der Bund weiss das oft nicht einmal selbst.

Unverschämtes Komplott

Zuerst zum Mediensubventionsgesetz: Wie ich noch belegen werde, würden von den künftigen 178 Subventionsmillionen praktisch durchwegs die heute arrivierten Verlage profitieren. Zugleich werden Gratismedien, ob Zeitung oder Online, vom staatlichen Geldsegen ausgeschlossen. Mit dieser gezielten Marktverzerrung würde der Bund den heutigen Medienkonzernen deren Monopole absichern und sie im Gegenzug mit Staatsgeld gefügig machen. Das «Massnahmenpaket zugunsten der Medien» ist somit nichts anderes als ein unverschämtes Komplott zwischen Politik und Medien.

Wie dieses befremdliche Spiel schon heute funktioniert, zeigen folgende Fakten: Erstens beglückt der Bund die Medien (grundlos) mit einem reduzierten Mehrwertsteuersatz von 2,5 Prozent. Damit schenkt er den Verlegern jährlich rund 130 Millionen Franken.

Weitere 50 Millionen Franken schickt er jedes Jahr der Post, damit die Verlage ihre Zeitungen und Zeitschriften zum Billigtarif verteilen können.

Zusätzlich schenkt Bundesbern den privaten Medien Jahr für Jahr 81 Millionen aus den SRF-Zwangsgebühren zu. Daraus resultiert, dass private TV-Lokalsender wie La Télé (Waadt), Canal 9 (Wallis) oder TV Südostschweiz jährlich und ohne nachfragen zu müssen je rund 5 Millionen Franken erhalten! Andere lokale TV-Stationen wie Tele M1, Tele Top, Tele Ticino, «TVO – Das Ostschweizer Fernsehen», Tele Bärn und so weiter werden jährlich mit 3 bis 4,5 Millionen beschenkt.

Ähnliches geschieht bei den Lokalradios, die wie die lokalen TV-Sender fast durchwegs in Händen der Verleger sind. Sie erhalten – pro Radio – jedes Jahr zwischen 1,2 und 3,4 Millionen Franken. Die Höchstsumme geht an Radio Arc Jurassien, dann folgt Radio Südostschweiz mit 3,2 Millionen.

Daraus ergibt sich ein Beispiel, das exemplarisch zeigt, wie schädlich Mediensubventionen sind: Der Churer Somedia-Verlag wird für sein Lokalradio und sein Lokal-TV pro Jahr mit 8,1 Millionen Franken subventioniert. Dazu kommen noch die Subventionen für die Zeitungsverteilung sowie Inseraten- und Staatsaufträge. Dass gegen derartige Subventionsriesen – ob

Dass Bund und Verleger verheimlichen möchten, wer wie viel davon profitiert, leuchtet ein.

in Graubünden oder anderswo – nie mehr Konkurrenz aufkommen kann, ist klar. Ebenso klar ist, dass damit auch die Medien- und Meinungsvielfalt am Ende ist.

Speziell deutlich hat sich in der Corona-Krise gezeigt, wie sich die Politik den Medien reflexartig andient und deren Gunst kauft. Obwohl allein die vier grössten Verlage im letzten Corona-Jahr operativ 275 Millionen Franken verdient haben, schickte der Bundesrat den Schweizer Medien als Corona-Entschädigung – einfach so – 77,5 Millionen Franken.

Davon erhielten die lokalen Fernsehstationen je 901327 Franken überwiesen und die Privat-

radios je 487 128 Franken. Der Nachrichtenagentur Keystone-SDA liess der Bundesrat 10 Millionen überweisen. Und gut 20 Millionen schickte er der Post, damit die Verleger ihre Zeitungen während Corona eineinhalb Jahre lang praktisch gratis verteilen konnten.

Tipp vom Verlegerverband

Wer derart viel Geld verteilt, müsste eigentlich wissen, wer es erhält. Deshalb fragte ich am 22. Januar 2021 beim Bundesamt für Kommunikation (Bakom) nach, welcher Verlag von den jährlichen 50 Millionen, die der Bund der Post überweist, in welchem Ausmass profitiere. Zugleich interessiere, wer wie viel von den 30 Corona-Millionen, die der Bund der Post und der Nachrichtenagentur Keystone-SDA zuschob, für sich abzweigen könne.

Doch das Bakom wehrte die Fragen eisern ab. Es schrieb, es überweise die Gelder an die Post und die Nachrichtenagentur. Wie viel an welches Verlagshaus gehe, sei für das Bakom «nicht relevant». Fazit: Der Bund verteilt 80 Millionen und weiss nicht, wer sie erhält!

Auch der Verlegerverband schweigt. Sein Geschäftsführer teilte dem Komitee «Staatsmedien Nein» mit, wer von den künftigen 178 Millionen wie profitiere, wisse man nicht. Der Geschäftsführer des Verbandes wies aber noch darauf hin, dass das welsche Onlineportal Heidi.news zur Verteilung der Staatsmillionen Schätzungen gemacht habe. Da der Tipp vom Verlegerverband selbst kam, dürften die Zahlen verlässlich sein:

Am meisten würde der Tamedia-Verlag (TX Group) der Verlegerfamilien Coninx/Supino profitieren, deren Vermögen auf 1 bis 1,5 Milliarden geschätzt wird (Tamedia-Chef Pietro Supino ist Präsident des Schweizer Verlegerverbandes).

Zweitgrösster Profiteur wäre der auf Schloss Bickgut ob Würenlos residierende Medienfürst Peter Wanner mit seinem CH-Media-Imperium (er ist Vizepräsident des Verlegerverbandes).

Platz drei der Subventionsbezüger würde der Ringier-Verlag belegen. Das Vermögen der Ringiers wird gemäss der hauseigenen Zeitschrift *Bilanz* auf rund eine Milliarde Franken geschätzt.

Auf Platz vier würde es der begüterte Südostschweiz-Verleger Hanspeter Lebrument schaffen (er war vor Tamedia-Chef Supino Präsident des Verlegerverbandes).

Platz fünf ginge an den NZZ-Verlag. Und Profiteur Nummer sechs wäre das welsche Verlagshaus ESH Médias von Philippe Hersant. Auch er soll Milliardär sein.

Hochrechnungen zeigen, dass die sechs grössten Verlagshäuser von den jährlichen 178 Subventionsmillionen gegen drei Viertel respektive 130 Millionen Franken einsacken würden. Den Rest würden sich die weiteren Verleger des Landes aufteilen. Auch sie durchwegs vermögende Leute und gutsituierte Firmen. Dank dem neuen Subventionsgesetz würden

die Verlage künftig aber nicht nur von der tiefen Mehrwertsteuer, der subventionierten Zeitungsverteilung und vom SRG-Topf profitieren, sondern erhielten auch noch Staatsgeld für ihre Nachrichtenagentur, für IT-Projekte und Online-Abos. Für Letztere würde ihnen der Bund zusätzlich 60 Prozent des eingegangenen Abonnementgeldes überweisen. Wieder: einfach so, frei Haus!

Dass Bund und Verleger bei dieser Geldschwemme verheimlichen möchten, wer wie viel davon profitiert, leuchtet ein: Beim Bund scheut man sich wohl davor, offenzulegen, dass mit dem Steuergeld des Volks reiche Privatpersonen und Aktionäre subventioniert werden. Und den Verlegern dürfte es umgekehrt peinlich sein, wenn öffentlich wird, wie sie des Geldes wegen ihre Funktion als vierte Macht im Staat verscherbeln.

NZZ-Verlag rettet seine Ehre

Es bleiben mir noch drei Anmerkungen: Ich habe nichts gegen reiche Leute, Millionäre oder Milliardäre. Aber wenn sie beim Staat das sauer verdiente Steuergeld ihrer Kunden abholen wollen, ist das eindeutig zu viel des Guten.

Zweitens: Am 28. Juli hat der NZZ-Verlag mitgeteilt, dass er zwar vom neuen Medienförderungsgesetz profitieren würde, das Gesetz aber trotzdem ablehne. Das Medienhaus rettet damit seine publizistische Ehre – und dürfte gleichzeitig realisiert haben, dass die sogenannte «Medienförderung» nächsten Frühling vom Volk wohl bachab geschickt werden wird.

Erfreulich ist drittens auch, dass sich 72 Mitte- und bürgerliche Politikerinnen und Politiker zusammenschlossen haben und sich gegen das neue Mediengesetz stellen. Sie wollen nicht, dass der Staat die Medien kauft. Oder wie es Mitte-Ständerat Benedikt Würth (SG) ausdrückt: Die Medien müssten die Politik kontrollieren und nicht die Politik die Medien.

Bruno Hug ist Verleger des Online-Verbundes Portal 24, Vorstand des Referendumskomitees www.staatsmedien-nein.ch und Präsident des Verbandes Schweizer Online-Medien (VSOM).



INSIDE WASHINGTON

Neuer Stern des Südens

Aufgepasst, Gouverneur Ron DeSantis. Die politischen Gewässer in Florida mögen zwar warm sein, aber am Himmel der Republikaner ist ein neuer Stern aufgetaucht, der immer heller strahlt. Tim Scott, Senator von South Carolina, erzeugt Interesse und Spenden für eine mögliche Präsidentschaftskandidatur 2024. Wie das Portal *Politico* berichtet, ist der afroamerikanische Konservative, der Ex-Präsident Donald Trump trotzte, «still und leise zu einem mächtigen Geldbeschaffer und einer wichtigen Kraft geworden».

Scott wurde erstmals 2013 von der damaligen Gouverneurin Nikki Haley in den Senat berufen und gewann im folgenden Jahr eine Sonderwahl. Sein Sieg machte ihn zum ersten Afroamerikaner, der seit dem Bürgerkrieg einen Südstaat in diesem Gremium vertritt. Während die Mainstream-Medien ständig unterstellen, Scott verdanke seinen Status gezielter Schwarzenförderung seiner Partei, haben ihn die Wähler im sogenannten Palmetto State 2016 mit einem Vorsprung von 21 Punkten auf seinen schwarzen demokratischen Rivalen wiedergewählt.

Auf dem Covid-Kongress der Republikaner im Sommer letzten Jahres machte Scott am Eröffnungsabend mit seinem Auftritt Furore. Im April dieses Jahres stand er erneut im Mittelpunkt, als er die republikanische Antwort auf Präsident Joe Bidens erste Rede vor dem Kongress gab.

Diese Auftritte im Scheinwerferlicht haben funktioniert. Nach Angaben des Meinungsforschungsinstituts Yougov haben 54 Prozent der Amerikaner schon einmal von Scott gehört. Bei den Republikanern rangiert er auf Platz 18 der Yougov-Liste der 110 bekanntesten republikanischen Politiker.

Der Wind dreht sich, das Schicksal ändert sich. Aber im Moment ist Scott politisches Gold.

Amy Holmes

Schwierige Annäherung

Eigentlich sollte das wiedervereinigte Deutschland als Vorbild dienen.
Warum will in Korea die Überwindung der Zweistaatlichkeit nicht gelingen?

Martin Berger-Chung

Wie die Geschichte lehrt, lässt sich die Vergangenheit nicht linear auf die Zukunft übertragen. So konnte offensichtlich die deutsche Wiedervereinigung von 1990 für die getrennten Länder Süd- und Nordkorea keine Modellfunktion übernehmen. Aus mehreren Gründen ist eine Annäherung der beiden Korea oder gar eine Vereinigung dieser gegensätzlichen Staaten nach deutschem Vorbild auf absehbare Zeit kaum vorstellbar.

Insbesondere seit dem Ende des Kalten Kriegs bekundet das nordkoreanische Regime trotz Krisen und Schocks eine Beharrungskraft, die man der Führungs-Clique um die verbrecherisch-diktatorische Kim-Dynastie nicht zugetraut hätte. Diese steht einer von Entspannung gekennzeichneten Koexistenz der koreanischen Staaten denn auch massiv im Wege. Grund für die beharrliche Konservierung der nordkoreanischen Machtverhältnisse bildet vor allem das kaum existierende Potenzial für einen Aufstand gegen das herrschende Regime. In Nordkorea gibt es keine Gesellschaft mit staatsfernen, autonomen und damit zivil organisierten Interessengruppen.

Reicher Süden, armer Norden

Auch aus wirtschaftlichen Gründen steht eine Vereinigung von Süd- und Nordkorea in weiter Ferne. So ist im Vergleich mit dem Wirtschaftsgefälle zwischen der einstigen DDR und der Bundesrepublik der Wohlstandsunterschied der beiden koreanischen Staaten noch weit grösser. Während es der kapitalistisch organisierte Süden nicht zuletzt dank hoher Weltmarktpräsenz zu Reichtum gebracht hat, steckt die dem Sozialismus verpflichtete nordkoreanische Volksrepublik in andauernder wirtschaftlicher Not. Vor allem die nach dem 1953 beendeten Koreakrieg geborenen Südkoreaner mit schwacher oder gar fehlender emotionaler Bindung an den Norden wollen ihr hohes Wohlstandsniveau nicht zugunsten einer politischen Vereinigung mit dem verarmten Nachbarland preisgeben.

Dabei gilt es aber zu bedenken, dass auch die Zweistaatlichkeit nicht zum Nulltarif zu haben

ist: Südkorea entstehen durch die unablässig von Nordkorea ausgehende militärische Bedrohung Kosten in Form grosser Rüstungsausgaben zu Verteidigungszwecken; auch entgehen dem westlich orientierten Land ausländische Direktinvestitionen. Und es bezahlt hohe Risikoprämien bei der Inanspruchnahme von Krediten auf internationalen Finanzmärkten.

Ein zusätzliches Hindernis auf dem langen Weg einer Vereinigung stellen die politisch-kulturellen Herausforderungen dar. Die Entfremdung zwischen den Menschen im Süden und jenen im Norden ist wegen der strikten

Die Entfremdung zwischen den Menschen ist deutlich grösser als im Fall der beiden deutschen Staaten.

Abschottung und hermetischen Abriegelung Nordkoreas deutlich grösser als seinerzeit im Fall der beiden deutschen Staaten. Ein vereintes Korea nach südlichem Gusto würde die schwierige Integration der in einem totalitären System sozialisierten Nordkoreaner in die von individueller Ungebundenheit, Pluralismus und

Eigenverantwortung gekennzeichnete politische Kultur des Südens voraussetzen.

Jene Nordkoreaner, die sich auf dem Fluchtweg – in der Regel über Drittstaaten – nach Südkorea absetzen konnten, machen kein Hehl aus ihrer Schwierigkeit, sich in einem Land mit liberaler Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung zurechtzufinden. Dieser Umstand ist nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, dass allen voran die jungen Generationen in Südkorea den Menschen nordkoreanischer Herkunft mit beträchtlichem Misstrauen oder gar Argwohn begegnen und sie damit zu Aussen-seitern machen.

Unerwünschte Vereinigung

Schliesslich sorgen auch externe Faktoren für die Zementierung des Status quo auf der koreanischen Halbinsel. Während die deutsche Wiedervereinigung und damit die Einverleibung der DDR durch die Bundesrepublik Deutschland von den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs – mit der Ausnahme und den Vorbehalten Frankreichs – begrüsst wurde, scheinen am Koreakonflikt indirekt beteiligte Drittstaaten wenig Interesse an einer Vereinigung der beiden Koreas zu zeigen.

Insbesondere China, aber auch Russland will den Kollaps Nordkoreas verhindern, um einer Ausweitung des Einflussbereichs der mit Südkorea verbundenen USA entgegenzuwirken. Schliesslich zieht sogar Japan mit seinen geschichtlich begründeten angespannten Beziehungen zu den beiden koreanischen Staaten die Teilung einem vereinigten Korea sowohl aus politischen als langfristig auch aus ökonomischen Gründen vor. Selbst wenn Zufälle und Unvorhersehbarkeiten Merkmale politischer Prozesse sind, lässt also eine Vereinigung von Süd- und Nordkorea vermutlich noch lange auf sich warten.



Martin Berger-Chung ist ehemaliger Lehrer für Wirtschaft und Recht an der Schweizerischen Alpinen Mittelschule Davos. Er lebt in Davos und Jumunjin, Südkorea.

Gedichte rezitierte er in zwölf Sprachen

Banker, Mäzen und Pianist, Schubert-Bewunderer, Nietzsche-Kenner und Frauenliebhaber: Zum Tod des Solothurner Barockmenschen Peter Buser.

René Zeyer

Zu 95 Prozent bin ich ein lebenswürdiger Mensch», sagte Peter Buser über sich selbst, «aber der Rest ist eine unausstehliche Katastrophe.» Der Mäzen, Musikliebhaber, Banker, Bewunderer schöner und junger Frauen war auch zu Selbstironie fähig.

In bescheidene Verhältnisse im solothurnischen Trimbach hineingeboren, wusste er früh, dass er neugierig auf die Welt war. Seine Intelligenz half ihm dabei, ein barocker Mensch zu werden: übergross, exzentrisch, auch rücksichtslos gegenüber sich und anderen.

Was für ein Lebenslauf: Studium der Romanistik an der Universität Bern, Abschluss summa cum laude mit einer Arbeit in Semasiologie; Vermögensverwalter und Besitzer einer Lizenz zum ausserbörslichen Handel mit Wertpapieren, wie sie sonst nur Banken bekommen; hinaus in die Welt, Wohnsitze in Liechtenstein und Brasilien und ein Penthouse zuoberst am Zürichberg mit grandiosem Blick auf den See, zudem ein Firmenkonglomerat in Asunción, der Hauptstadt Paraguays.

Drama aus dem Nichts

Ewiger Begleiter war seine Liebe zur Musik. «Am liebsten hätte ich mein Leben am Flügel verbracht», sagte er mir, als er sein letztes Konzert gab, wegen Corona ohne Publikum, aber mit zwei Steinways auf der Bühne. Mit dabei: ein Sopran, ein zweiter Konzertpianist, eine Ballerina, ein professionelles Aufnahmeteam. Buser spielte Werke von Schubert, den er über alles schätzte, und rezitierte eigene und fremde Gedichte.

«Conlydra» nannte er seine Konzertsreihe (Concert, Lyrics, Drama) – wie passend für sein eigenes Leben. Er konnte Gedichte in zwölf Sprachen auswendig zitieren, war Autor mehrerer Bücher, hatte eine enzyklopädische Bildung, war beeindruckt, wenn man ein kurzes lateinisches Zitat als Werk von Ovid identifizieren konnte, wurde unwirsch, wenn man in



Neugierig auf die Welt: Peter Buser (1937–2021).

Goethes «Faust» nicht so bewandert war wie er. Ein Drama wusste er aus dem Nichts zu schaffen. Konventionen waren ihm ein Gräuel.

«Aphorismen und andere Kurzweil» heisst eine Sammlung von ihm aus dem Jahr 2005, «Bis dass der Tod mich scheidet» die letzte aus dem Jahr 2019. Nietzsche-Kenner Buser: «Ein Mann ist ein Philosoph, wenn er mehr an den allgemeinen Tod denkt als an den eigenen. Er wird zum Menschen, wenn er mehr an den Tod der anderen denkt.»

Mit seiner Buser World Music Forum Foundation wollte er Bleibendes schaffen, mit der «Busernote» eine eigene, goldgedeckte Währung ins Leben rufen.

So ungestüm er in besseren Tagen war, so unbelehrbar weigerte er sich, sein zunehmendes Alter zu akzeptieren. In der Not forderte er Hilfe ein, aber helfen lassen wollte er sich nicht. Vielleicht wurden es gegen Ende seines Lebens mehr als 5 Prozent Unausstehlichkeit.

Aber wie ihn die Medien hinrichteten, weil er sich weigerte, politisch und verbal korrekt zu sein, das hatte er nicht verdient. Das böse Wort vom «Bizarr-Buser» wurde ihm angeklebt (er amüsierte sich darüber). Dafür musste sich der *Blick* wegen fehlerhafter Aussagen öffentlich bei Buser entschuldigen.

Er wehrte sich mit halber Kraft gegen das von ihm provozierte öffentliche Image des merkwürdigen Millionärs, der sich um Konventionen nicht schert, sich im hohen Alter mit jungen Begleiterinnen umgibt – und gar eine untertänige Stellung von ihnen fordert. Es war eine launische Antwort auf die provokativ-dumme Frage, wieso sich denn eine Freundin auf den Boden setze, während er am Flügel improvisiere.

Sein Geld war immer willkommen

Dass er ein konzertreifer Pianist mit einem riesigen Repertoire, sein Geld immer willkommen war – der Geldgeber im Zweifelsfall weniger –, dass

hier jemand rücksichtslos darauf bestand, anders zu sein, nicht gefällig, sich selbst genug: Damit wäre er in anderen Zeiten gross, berühmt, bewundert und akzeptiert gewesen. In unseren kleinen Zeiten stand er zu vielen Zwergen in der Sonne, konnte zwar freigiebig Millionen spenden – wurde deswegen aber nicht geliebt oder bewundert, sondern beneidet und kleingeschrieben.

Kein einfacher Mensch: raumfordernd, dominant, unberechenbar, auch launisch.

Aber wer ihn einen Tag lang begleitete, könnte einen Band mit Anekdoten füllen, etwa über eine Umrundung des Bodensees inklusive Abstecher zum Schriftsteller Martin Walser, mit dem ihn eine auf Gegenseitigkeit beruhende Sympathie verband.

Am 29. Juli verstarb Peter Buser im Alter von 84 Jahren. Die Welt mag ruhiger geworden sein ohne ihn. Aber auch ärmer, leerer und langweiliger.

Weshalb es die Röhre braucht

Die Fertigstellung der Erdgas-Pipeline Nord Stream 2 von Russland nach Europa ist für den Westen von grosser Bedeutung. Moskau würde sonst in die Arme von Peking getrieben.

Erich Weede

Die amerikanische und die deutsche Regierung haben sich kürzlich darauf geeinigt, dass die Erdgaspipeline Nord Stream 2, die von Russland in den Westen führt, fertiggestellt werden soll. Damit gibt die US-Regierung ihren Widerstand gegen das Projekt auf. Vielerorts bleibt die Opposition jedoch beträchtlich. Allerdings wird in der Diskussion um Nord Stream 2 so getan, als ob das Ausmass der energiepolitischen Abhängigkeit Deutschlands von Russland den wesentlichsten Teil des sicherheitspolitischen Hintergrunds erfasste. Das ist eine viel zu enge Sichtweise, welche die Bedeutung Deutschlands und dessen Handlungsspielraum überschätzt und die Alternative zu russischen Gasexporten nach Deutschland beziehungsweise in den Westen nicht mit bedenkt.

Meisterleistung der USA

Der russische Aussenhandel ist auf den Export von Öl, Gas und anderen Rohstoffen angewiesen. Abnehmerländer für die russischen Rohstoffe befinden sich im Osten und im Westen Russlands, in Europa und in Ostasien – hier vor allem auch China. Bei einigen dieser Exporte ist eine Leitungsinfrastruktur nützlich, die nicht in wenigen Wochen oder Monaten aufgebaut werden kann. Nord Stream 2 ist eine dieser Leitungen, die kurz vor der Fertigstellung steht. Natürlich macht eine solche Leitung vor allem Deutschland abhängiger von russischer Energie. Aber Russland ist vom Export seiner Energie ebenfalls abhängig.

Man kann das als gegenseitige Abhängigkeit bezeichnen. Wer russische Leitungen nach Westen nicht will, zwingt damit Russland zur Vertiefung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit China, zum Aufbau und Ausbau von Leitungen, die Russland und China verbinden. Je radikaler und konsequenter Europa und der Westen eine derartige Politik betreiben, desto untrennbarer werden Russlands und Chinas Volkswirtschaften miteinander verbunden. Kann das der Westen wollen? Mit Nord Stream 2 und allgemein mit wirtschaftlicher Zusammenarbeit tragen Deutschland und der

Westen zur Verringerung der wirtschaftlichen Abhängigkeit Russlands von China bei.

Wenn der amerikanischen Sicherheitspolitik während des Kalten Krieges eine diplomatische Meisterleistung gelungen ist, dann war es zweifellos die Verfestigung der Spaltung des sino-sowjetischen Blocks durch Henry Kissinger und Richard Nixon. Mit der Anerkennung der Volksrepublik China durch die USA und der Verbesserung der amerikanischen Beziehungen zu China änderte sich die Sicherheitslage. Danach hatte die Sowjetunion nicht mehr nur eine Westfront am Eisernen Vorhang in Europa, sondern auch eine Ostfront in Sibirien und am Amur.

Das hat zweifellos zur Überlastung der Sowjetunion und damit zu deren Zusammenbruch 1990 beigetragen – natürlich neben anderen Ursachen wie einer, verglichen mit den USA, leistungsschwachen Volkswirtschaft, dem letztlich erfolglosen sowjetischen Krieg in Afghanistan und der Beschleunigung des Wettrennens unter Reagan in den 1980er Jahren. Jetzt besteht die Gefahr, dass der Westen, ohne es zu wollen – schlimmer noch: ohne es zu bedenken –, Russen und Chinesen in eine sicherheitspolitische Partnerschaft hineinzwingt, die nicht im Interesse des Westens sein kann.



„Wollen wir nicht besser einen Profi mit der Wärmedämmung beauftragen?“

Die sowjetische Wirtschaftskraft, die während des Kalten Krieges irgendetwas zwischen einem Viertel und der Hälfte der amerikanischen ausmachte, war immer eine zu schwache Basis dafür, mit den USA zu rivalisieren. Mit der chinesischen Wirtschaftskraft sieht es heute ganz anders aus. Wenn man die Unterschiede in der Kaufkraft beziehungsweise im Preisniveau berücksichtigt, dann ist die chinesische Volkswirtschaft schon heute grösser als die amerikanische. Weil China mehr als viermal so bevölkerungsreich wie die USA ist, reicht schon das halbe Pro-Kopf-Bruttoinlandprodukt der USA aus, um China dazu zu verhelfen, in Zukunft eine doppelt so grosse Volkswirtschaft wie die USA zu bekommen. Das ist vielleicht nur eine Frage weniger Jahre. Anfang der 2030er Jahre könnte es so weit sein. Und weil Wettrüsten teuer sein kann, ist die Grösse von Volkswirtschaften von eminenter sicherheitspolitischer Bedeutung.

National gesinnte Russen

Noch ist die chinesische Militärmacht, vor allem die chinesische Atommacht, der amerikanischen nicht gleichwertig. Aber das kann sich ändern. Gerade die gegenwärtige nukleare Schwäche Chinas macht Russland zu einem interessanten Partner für China. Denn Russland ist militärisch immer noch die zweite Weltmacht, deutlich vor China. Ob zwischen den USA und China schon gegenseitig eine garantierte Vernichtung gegeben ist, auch nach einem denkbaren Erstschlag des Rivalen, kann man bezweifeln. Russland und den USA kann man gegenseitig eine garantierte Vernichtung unterstellen.

Russland ist zudem wegen seiner Bodenschätze ein interessanter Partner für China. Für China muss es ausserdem beruhigend sein, dass seine Bevölkerung ungefähr zehnmal so zahlreich wie die russische ist, dass seine Wirtschaft seit Jahrzehnten deutlich schneller als die russische wächst, dass folglich Russland auf lange Sicht in eine Juniorpartnerschaft mit China hineinrutschen wird. Aus russischer Sicht sollte das eine weniger willkommene Entwicklung sein, weshalb national gesinnte Rus-



Gegenseitige Abhängigkeiten: Ostseepipeline Nord Stream 2.

sen eine Partnerschaft mit China skeptisch sehen müssen. Hinzu kommt, dass China im 19. Jahrhundert die Äussere Mandschurei, ein Gebiet ungefähr so gross wie Deutschland und Frankreich zusammen, an Russland in – wie die Chinesen sagen – ungleichen Verträgen verloren hat. Eine chinesisch-russische Partnerschaft ist also erstens für den Westen unerfreulich und zweitens auch aus russischer Sicht problematisch.

Drei rote Linien

Aber seit 1990 betreibt der Westen eine Politik, die Russland in Chinas Arme treibt. Damals hatte die untergehende Sowjetunion dem Westen die Wiedervereinigung Deutschlands und die Nato-Mitgliedschaft des vereinigten Landes zugestanden. Das weitere Vorrücken der Nato nach Osten hat Russland immer beunruhigt und seine Sicherheitsinteressen missachtet. Natürlich gab es Gründe für die Nato-Osterweiterung. Aber die Befriedigung des allzu verständlichen Sicherheitsbedürfnisses der Polen und Balten erfüllt nun mal nicht gleichzeitig russische Sicherheitsbedürfnisse.

Mit der Mitgliedschaft des Baltikums ist die Nato schon bis ins ehemals sowjetische Territorium vorgedrungen, hat damit nach der Oder die zweite rote Linie der Russen überschritten. Als die Nato später anfang, über eine Mitgliedschaft der Ukraine zu diskutieren, also in das ostslawische Siedlungsgebiet – meines Erachtens eine dritte rote Linie – zu expandieren, wurde es Moskau zu viel. Es kam zur Annexion der Krim und zur Unterstützung von Separatisten in der Ostukraine. Wie Polen und Balten haben auch die Ukrainer das Selbstbestimmungsrecht.

Aber wer die Ukraine gegen Russland unterstützt, muss wissen, dass man sich damit Russland zum Feind macht, dass ein Russland, das sich im Westen bedroht fühlt, in die Partnerschaft mit China gezwungen wird. Ist es im Interesse des Westens, dass die chinesische Einflussphäre irgendwann bis an die Ostsee reicht?

Wichtig ist, dass es sich hier nicht etwa um ein deutsches Sonderinteresse handelt. Deutsche, europäische und westliche Interessen decken sich in geradezu perfekter Weise, auch wenn die amerikanische Regierung oder der Kongress das gerade anders sehen. Führende amerikanische Sicherheitspolitiker – ich

Wichtig ist, dass es sich hier nicht etwa um ein deutsches Sonderinteresse handelt.

nenne hier nur John J. Mearsheimer oder Dimitri K. Simes – sowie die Fachzeitschrift *The National Interest* warnen ihre Regierung und den Kongress schon lange vor Russophobie und davor, zu glauben, dass man amerikanische oder westliche Werte leicht exportieren kann. Das ist sogar bei schwachen Zielländern gescheitert, wie Libyen, Afghanistan oder dem Irak. Bei Russland oder China muss der Westen schon warten, wie sie sich entwickeln wollen; die Frage ist nicht, wann, sondern sogar, ob sie sich überhaupt jemals demokratisieren wollen.

Um nicht missverstanden zu werden: Es sollte nicht darum gehen, einen neuen kalten Krieg – jetzt gegen China – zu führen und Russland dabei auf die Seite des Westens zu ziehen und gegen China zu mobilisieren. Ein neuer kalter

Krieg ist im Atomzeitalter viel zu gefährlich. Dass die Menschheit den letzten überlebt hat, ist keine Garantie für das nächste Mal. Wenn die westlichen Regierungen recht haben und die CO₂-Emissionen das Weltklima bedrohen, dann führt kein Weg an der Domestikation der Rivalität zwischen China und dem Westen vorbei. Denn China allein ist ungefähr für genauso viele Emissionen wie der ganze Nato-Raum verantwortlich. In Anbetracht der Bevölkerungszahl Chinas ist das auch nicht verwunderlich.

Chinas neue Kraftwerke

Zwar hat sich China verbal zur Emissionsminderung und zum Klimaschutz bekannt, zwar entwickelt das Land sowohl nukleare als auch andere nichtfossile Energiequellen, aber sogar in Demokratien werden energiepolitische Pläne nicht immer Wirklichkeit. Noch baut China neue Kohlekraftwerke zu Hause, und im Rahmen der Seidenstrasse-Initiative auch anderswo. Ein kalter Krieg zwischen China und dem Westen und eine Rückabwicklung der Verflechtungen zwischen der chinesischen und den westlichen Volkswirtschaften würden den Rahmen für die globale Zusammenarbeit bei der Reduzierung der CO₂-Emissionen zwangsläufig gefährden. Kommerzielle Interdependenzen zwischen China und dem Westen, die auch zum kapitalistischen Frieden beitragen, sind da wesentlich nützlicher. Dasselbe gilt für die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen Russland und dem Westen, Nord Stream 2 eingeschlossen.

Erich Weede ist emeritierter Professor für Soziologie der Universität Bonn.

Sind 13 Medaillen viel?

Die Schweizer Erfolge an den Olympischen Spielen wirken beeindruckend. Zu Recht? Wir haben den Medaillenspiegel wissenschaftlich untersucht.

Bruno S. Frey und Andre Briviba

Am Schweizer Fernsehen und in den meisten Zeitungen werden die Erfolge der Schweizer Sportlerinnen und Sportler an den Olympischen Spielen in Tokio gross gefeiert. Immer wieder wird darauf hingewiesen, dass von der Schweiz nur sieben Medaillen erwartet wurden. Diese Prognose beruht auf der Einschätzung einzelner Teilnehmerinnen und Teilnehmer und deren Chancen im internationalen Vergleich, wie etwa der Fechter und der Reiter. Manche von ihnen haben diese Erwartungen nicht erfüllt, andere hingegen waren überraschend erfolgreich.

Die drei Gold-, die vier Silber- und die sechs Bronzerauszeichnungen sind verglichen mit dem Desaster von 1992 in Barcelona, wo nur eine Medaille erreicht wurde (allerdings Gold, von Marc Rosset), eine bemerkenswerte Bilanz – die beste aller bisherigen Sommerspiele seit 1952 in Helsinki. Im Vergleich mit den Olympischen Spielen in Rio de Janeiro vor fünf Jahren mit sieben Medaillen ist ebenfalls ein grosser Fortschritt zu verzeichnen.

Der sportliche Genpool

Die kleine Schweiz mit ihren 8,5 Millionen Einwohnern hat im Medaillenspiegel (der auf die Anzahl Goldmedaillen abstellt) den 24. Platz erreicht – erstaunlicherweise genau gleich wie 2016 in Rio. Demgegenüber liegt Frankreich auf Platz 8, Deutschland ist auf Platz 9 und Italien auf Platz 10. Österreich mit einer fast gleichen Einwohnerzahl wie die Schweiz hat nur eine Goldmedaille errungen und liegt weit hinten auf Platz 53.

Angesichts der Kleinheit unseres Landes können die dreizehn Medaillen als Erfolg angesehen werden. Die im Medaillenspiegel an der Spitze liegenden Nationen, die Vereinigten Staaten, China und Japan, weisen eine weit grössere Bevölkerung auf. Entsprechend haben sie 113, 88 und 58 Medaillen eingeheimst. Allerdings fehlt in dieser Aufstellung Indien mit einer Bevölkerung von 1,3 Milliarden. Dieses Land hat nur sieben Medaillen erreicht, somit kann es nicht mit den anderen grossen Ländern Schritt halten. Offensichtlich hängt der Erfolg an Olympischen Spielen nicht nur von der Einwohner-



Zwei Podestplätze: Goldschützin Christen.

zahl ab. Dennoch ist damit grundlegend der Genpool bestimmt, auf den zurückgegriffen werden kann. Je grösser die Bevölkerung, desto leichter fällt es, die am besten geeigneten Athletinnen und Athleten für jede Sportart zu finden.

Ein wichtiger Faktor für olympische Erfolge ist das Ausmass, mit dem der sportliche Genpool ausgenutzt wird. Dazu zählt zum Beispiel die passende Auslese und die geeignete Förderung von Sporttreibenden schon in jungen Jahren, die finanzielle Unterstützung der besonders Begabten – zum Beispiel mittels Stipendien an Universitäten oder Anstellungen im Militär – und besonders fortgeschrittene Trainingsmethoden. Wie stark der Genpool für sportliche Erfolge nutzbar gemacht werden kann, hängt wesentlich vom Reichtum eines Landes, also vom Pro-Kopf-Einkommen einer Nation, ab. Zwar heisst es, dass man keine Medaillen kaufen kann, jedoch ist der Zusammenhang zwischen der Prosperität eines Landes und den gewonnenen Medaillen ersichtlich. Ein armes Land kann (und sollte) sich die notwendigen Ausgaben weniger leisten als ein reiches Land.

Mit Hilfe einer Regressionsanalyse aller an Olympia beteiligten Nationen haben wir den Einfluss der Bevölkerungsgrösse und des Pro-Kopf-Einkommens auf die Zahl an gewonnenen

Medaillen ausgerechnet. Diesem Ansatz folgend hätte die Schweiz 23 Medaillen gewinnen sollen, was vor allem auf den Reichtum des Landes zurückzuführen ist. Der in den Medien verbreitete Jubel über die Erfolge der Schweizer Sportlerinnen und Sportler mit dreizehn Medaillen ist damit etwas fragwürdig. Für Österreich gilt Ähnliches. Es hätte nach unseren Berechnungen 18 Medaillen gewinnen sollen, hat jedoch nur sieben erreicht. Für unser nördliches Nachbarland gilt hingegen das Gegenteil. Die Deutschen haben 37 Medaillen eingeheimst, ihrer Bevölkerungszahl und ihrem Pro-Kopf-Einkommen entsprechend hätten sie nur 30 erreichen müssen.

Steigerung sollte möglich sein

Unsere Berechnung gibt selbstverständlich nur einen ungefähren Wert der zu erwartenden Zahl an olympischem Gold an. Der Genpool einer Bevölkerung ist weit davon entfernt, homogen zu sein. Viele Länder – darunter gerade die Schweiz – profitieren von der Zuwanderung besonders fähiger Athletinnen und Athleten und auch generell von einem diversifizierten Genpool. Ohne Zuwanderung hätte die Schweiz weniger gut abgeschnitten. In dieser Hinsicht spielt wiederum die wirtschaftliche Prosperität eines Landes eine Rolle. Ein wichtiger Grund für die Zuwanderung besonders begabter Sportlerinnen und Sportler ist unser hohes Einkommen, das uns erlaubt, Begabungen intensiv zu fördern. Dies gilt nicht nur für den Sport, sondern auch für viele andere Bereiche der Gesellschaft, in denen wir von der Zuwanderung profitieren.

Die Schweiz hat in Tokio recht gut abgeschnitten. Ein übertriebener Jubel ist jedoch verfehlt. Wenn die Zahl der gewonnenen Medaillen wirklich derart wichtig ist – dieses Ziel ist jedoch ernsthaft in Frage zu stellen –, ist mit einer weiterhin positiven Entwicklung unseres Wohlstandes auch eine Steigerung der zukünftigen olympischen Erfolge möglich.

Bruno S. Frey ist ständiger Gastprofessor an der Universität Basel und wissenschaftlicher Direktor am Center for Research in Economics, Management and the Arts (Crema); Andre Briviba ist wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Crema.

Berlins blutiger Sonntag

Innensenator Andreas Geisel (SPD) liess eine Impfgegner-Demonstration niederknüppeln. Sogar die Uno untersucht nun diese tödliche Eskalation der Polizeigewalt.

Matthias Matussek

Man muss dieses Bild der Ohnmacht genau betrachten. Drei Polizisten knien auf dem Mann am Boden. Einer hat seinen Stiefel auf dessen blutüberströmtes Gesicht gesetzt. Es ist nicht das eine Knie, das dem schwarzen George Floyd die Luft abdrückte und sein Leben beendete und damit eine gesellschaftliche Wutbewegung auslöste, die unter dem Namen «Black Lives Matter» wie eine Brandwalze der Zerstörung durch die amerikanischen Innenstädte rollte.

Es ist vorerst nur dieser Stiefel im Gesicht. Und der Mann lebt.

Dennoch ist das Bild ikonografisch. Es erzählt von der Ohnmacht des Bürgers, der sich in diesen Tagen gegen die Politik der deutschen Regierung auflehnt. Es erzählt von Polizisten, die mit einem Kampfauftrag ausgerüstet sind und keine Skrupel haben, diesen auf die schonungsloseste Weise auszuführen. Es erzählt von der Verklüftung der Demokratie in den Spättagen der Merkel-Ära und von der tiefen Verachtung, die eine links-grüne Stadtregierung für die Freiheit ihrer Bürger hegt.

Das Bild stammt aus Berlin, aufgenommen am 1. August 2021.

Abgestumpfte Glätte der Journalisten

Ja, das ist das Verstörende: Solche Bilder kennt man aus dem fernen Ausland. Doch hier sind es deutsche Täter, deutsche Opfer. Als höchsten Verantwortlichen in der politischen Befehlskette kann man wohl den Berliner Innensenator Andreas Geisel (SPD) ausmachen, einen Mann mit Vorgeschichte. Er diente der östlichen Diktatur als SED-Mitglied und studierte «Ökonomie des Nachrichtenwesens», eine Ausbildung mit vielversprechenden Karriereaussichten in einem Spitzelstaat.

Dann war er einer derjenigen, die bruchlos im neuen System weiter mitliefen und aufstiegen, ein Mann für alle Fälle. So einer ist brutalste Polizeieinsätze aus seinem ersten Leben gewöhnt und hat sie, als überzeugtes SED-Mitglied, politisch mitgetragen.

Man weiss nicht, worüber man mehr erstaunt sein sollte, wenn man sich die Interviews mit

Geisel nach jenem Horrortag der Demonstration anschaut, an dem die Polizei wild prügelte und tausend Gefangene machte – mehr werden es auch in den letzten Tagen der DDR-Diktatur bei den Unruhen vom 7. und 8. Oktober 1989 nicht gewesen sein: über die Abgebühtheit des Apparatschiks Geisel oder über

Die Demonstranten in Berlin waren normale Bürger aus der Mitte der Gesellschaft.

die abgestumpfte Glätte der ihn befragenden Journalisten.

Ob er denn denke, die Situation unter Kontrolle gebracht zu haben, wurde er gefragt.

Nun, natürlich hätte er auch härter durchgreifen lassen können, sagte der Mann, als hätte er an jenem Tag ein Kaffeekränzchen begleitet. «Aber damit wäre gegebenenfalls auch das Risiko verbunden, Menschen durch Polizeieinsätze zu verletzen.» Ach ja? Tatsächlich?



Wer sich die Bilder, die der freie Journalist Boris Reitschuster von diesen Bürgerkriegsszenen ins Netz lieferte, ansieht, kann nur noch angewidert den Kopf schütteln über den journalistischen Verrat in solchen Interviews.

Mittlerweile müssen Bürger selber die Aufgaben der Journalisten übernehmen. So fotografierte der Berliner Professor Jörg Baberowski den blutüberströmten Demonstranten und bat im Internet um Mithilfe bei der Identifizierung des Opfers und der Täter – ja, das Netz ist nun wie bei den Bürgerrechtlern in Teheran ein Mittel, um Gegenöffentlichkeit herzustellen.

Hochmut, Lüge, Drohung

Die Demonstranten in Berlin waren normale Bürger aus der Mitte der Gesellschaft, keine Rechtsradikalen, einzig vereint durch ihre Ablehnung der Corona-Politik und der Corona-Impfung. Sie waren in wesentlich kleineren Gruppen unterwegs als die Tausenden, die eine Woche zuvor am Christopher Street Day demonstrierten und feierten, und das auf engster Tuchfühlung, eine im Regenbogen-Berlin mittlerweile als staatstragend genehmigte Aktion der LGBTQ+-Community. Dort galt kein Maskenzwang, keine Abstandsregel. Die Kundgebung wurde genehmigt, eben weil sie nicht als staatskritisch eingeschätzt wurde.

Die Bilanz der Demonstration vom 1. August: jeder fünfte Teilnehmer verhaftet, Dutzende schwer verletzt. Ein Mann kollabierte bei einer «Identitätsfeststellung» und verstarb wenig später im Spital, wie die Generalstaatsanwaltschaft Berlin mitteilte. Inzwischen untersucht sogar die Uno-Menschenrechtskommission diese tödliche Eskalation der Polizeigewalt.

Klar ist schon jetzt: Angerührt wurde dieser Kessel aus keinem anderen Grund als dem, dass Menschen gegen eine politische Klasse protestierten, die ihnen das grundgesetzlich verankerte Grundrecht auf Demonstrations- und Meinungsfreiheit nehmen wollte, und das mit einem Gemisch aus Gewalt und Hochmut, Lüge und Drohung.

Dieser 1. August 2021 wird in die Geschichte als Berlins blutiger Sonntag eingehen.

Zensur in der Schweiz

Ein Buch über die «Zuger Sexaffäre» ist seit über einem Jahr vorsorglich verboten. Das gefährliche Urteil folgt dem freiheitsfeindlichen Geist der Zeit.

Alex Baur

Sexaffären unter Politikern unterscheiden sich kaum von gewöhnlichen Verkehrsunfällen: Jeder schaut instinktiv hin, die Aufmerksamkeit ist hoch, die Halbwertszeit jedoch gering. Man will es eigentlich gar nicht so genau wissen. Wenn wir immer noch über die «Zuger Sexaffäre» reden, die sich anno 2014 an der Landammannfeier zugetragen haben soll, hat das denn auch kaum noch mit Sex zu tun. Sondern mit Verbrechen. Denn die damalige Linksaussen-Kantonsrätin Jolanda Spiess-Hegglin macht geltend, sie sei in betäubtem Zustand von unbekannt quasi zu Sex mit ihrem Rechtsaussen-Kollegen Markus Hürlimann genötigt worden. Quasi. Wie das genau möglich gewesen sein soll, bleibt nebulös. Irgendwann soll irgendwer sie betäubt haben, worauf sie irgendwie irgendwas mit sich geschehen liess.

Wir haben es demnach mit einem Kapitalverbrechen zu tun. Wir wissen bloss nicht, wer von den beiden das Opfer und wer der Täter ist. Wer an einer «urteilsunfähigen oder zum Widerstand unfähigen Person» sexuelle Handlungen vollzieht (Schändung gemäss Art. 191 StGB), wird mit bis zu zehn Jahren Gefängnis bestraft oder auch mal verwahrt. Doch wer mit einer falschen Anschuldigung (Art. 303 StGB) einen Unschuldigen hinter Gitter bringt, begeht ein nicht minder abscheuliches Verbrechen. Und das ist in Zeiten der #MeToo-Hysterie eine mehr als nur delikate Konstellation.

Fünf Monate Bedenkzeit

Sechs Jahre später ist die Sache noch nicht ausgestanden. Dafür sorgte vor allem eine Person: Jolanda Spiess-Hegglin selber. Erst kürzlich hat sie über ihr inoffizielles Sprachrohr, Pascal Hollenstein von CH Media, ein neues Verfahren gegen den Ringier-Konzern angekündigt. Auf der anderen Seite machte sich die preisgekrönte Journalistin Michèle Binswanger (Tamedia) daran, den Fall mit all seinen juristischen, politischen, medialen und sozialen Weiterungen in Form eines Buchs aufzuarbeiten. Das will Spiess-Hegglin um jeden Preis verhindern.



Umdeutung der Geschichte:
Jolanda Spiess-Hegglin.

Seit Anfang Mai 2020 brütet die Zuger Justiz über einem Rechtsbegehren von Spiess-Hegglin, das Binswangers Buchprojekt «vorsorglich» stoppen soll. Beim Einzelrichter konnte die ehemalige Kantonsrätin im letzten Herbst schon mal einen Etappensieg verbuchen. Nach fünf Monaten Bedenkzeit entschied der Richter: Binswanger darf nichts über Spiess-Hegglin's Verhalten und insbesondere nicht über ihren Alkoholkonsum an der Landammannfeier schreiben. Faktisch kommt das einem Verbot des Buchs gleich. Es ist schlicht unmöglich, über vermeintliche Verbrechen und ihre Folgen zu schreiben, wenn man die Taten und deren Umstände ausblenden muss.

Die vorsorgliche Zensur lässt in mancherlei Hinsicht aufhorchen. So erschien es dem Einzelrichter «zumindes fraglich, inwiefern sie [Spiess-Hegglin] noch als Person des öffentlichen Interesses» gelten könne. Auch wenn er

die Antwort offenlässt, drängt sich die Gegenfrage auf: Was ist denn noch öffentlich, wenn das Herumknutschen zweier angetrunkenen Parlamentarier an einer offiziellen Feier Privatsache sein soll? Darf inskünftig generell nicht mehr über mutmassliche Alkoholexzesse von gewählten Politikern an Staatsanlässen berichtet werden? Oder gilt dies nur für Spiess-Hegglin, die heute als Netzaktivistin schriller um die öffentliche Aufmerksamkeit buhlt denn je zuvor und dabei immer wieder Bezug auf die angebliche Schändung nimmt?

Lediglich das Vorspiel

Der Einzelrichter rechtfertigt das faktische Verbot des Buchs, dessen Inhalt er nicht kennt, mit einer vermuteten «kritischen» Grundhaltung der Autorin gegenüber Spiess-Hegglin. Dürfen etwa nur noch unkritische Journalisten berichten?

Tatsache ist: Binswanger hat bislang drei Artikel im *Tages-Anzeiger* zum Zuger Sexskandal verfasst. Keiner davon gab je Anlass zu einer Klage, den letzten schickte sie Spiess-Hegglin vor der Publikation sogar noch zum Gegenlesen. Zwar trifft es zu, dass die beiden Frauen später gelegentlich auf Twitter aneinandergerieten, was zu einer (nach wie vor hängigen) Ehrverletzungsklage führte. Tatsächlich ist aber aufgrund diverser Verfahren juristisch längst geklärt, was über Spiess-Hegglin und Markus Hürlimann gesagt werden darf und was nicht. Binswanger wird sich im eigenen Interesse davor hüten, diese rote Linie in ihrem Buch zu überschreiten.

An sich ist es schon skandalös, dass nach fünfzehn Monaten immer noch kein Entscheid vorliegt. Eine «vorsorgliche» Massnahme zeichnet sich dadurch aus, dass ad hoc, also innerhalb weniger Stunden oder Tage, über sie entschieden wird. Denn es handelt sich dabei lediglich um das Vorspiel zu einem Zivilprozess, der voraussichtlich Jahre dauern wird. Der Nichtentscheid setzt ein fatales Präjudiz. Der Zeitgewinn ist oft der Hauptzweck einer vorsorglichen Verfügung: Man bringt einen unangenehmen Kritiker vorübergehend zum Schweigen und spekuliert

darauf, dass sich kein Schwein mehr für die Story interessiert, wenn die Zensurmassnahme wieder aufgehoben wird.

Vorsorgliche (oder superprovisorische) Publikationsverbote laden nachgerade zum Missbrauch ein. Windige Politiker und Wirtschaftsgrößen setzen sie ein, um kritische Journalisten kurzfristig mundtot zu machen; sie nützen den K.-o.-Schlag, um die Agenda an sich zu reißen und die Informationen über die eigenen Kanäle nach ihrem Gusto zu lenken. Journalisten neigen deshalb dazu, streitbare Zeitgenossen erst in letzter Sekunde und nur oberflächlich mit einer für sie unangenehmen Recherche zu konfrontieren. Das führt nicht selten zu unfairen Berichten und vermeidbaren Fehlern.

Markenzeichen von Diktaturen

Der Ständerat hat im letzten Juni beschlossen, den Einsatz der missbrauchsanfälligen Notbremse noch zu erleichtern. Ein möglicher «schwerer Nachteil» soll für ein vorläufiges Publikationsverbot reichen. Damit liegt das Parlament leider im globalen Trend. Die Zeiten, in denen vorbeugende Zensur als Marken-

Falls das Schreibverbot gegen sie Bestand halten sollte, stellt sich die Frage, ob es nicht für alle gilt.

zeichen von Diktaturen verpönt war, sind passé. Auf den sozialen Netzwerken gehört es zum Alltag, dass die Monopolisten unpässliche Nachrichten löschen und deren Verfasser sperren oder auch mal einen abgewählten US-Präsidenten zum Schweigen bringen.

Spiess-Hegglin gelang es immer wieder und mit bemerkenswerter Kaltschnäuzigkeit, die Schwerfälligkeit der Justiz für ihre Zwecke zu nutzen. Als Hyperaktivistin in den sozialen Netzwerken provoziert sie mit einer verschworenen Schar von Anhängern hitzige Wortgefechte. Ihre Truppe ist aufsässig und nicht zimperlich im Austeilen. Doch wehe, einer schlägt zurück – dann wird sofort geklagt. Offiziell hat sich der von ihr beherrschte und mit Steuergeldern gedopte Verein Netzcourage dem Kampf gegen «Hass und Hetze» im Netz verschrieben. Tatsächlich geht es auch immer um Spiess-Hegglin's Ego-Projekt: Sie beharrt nach wie vor auf dem Opferstatus einer Geschändeten und Verfemten, der auf die Landammannfeier anno 2014 zurückgeht.

Die Zuger Staatsanwaltschaft hat nichts unterlassen, um das erotische Rencontre sauber abzuklären. Neunzehn Zeugen wurden einvernommen, ganze Berge von Beweismitteln sichergestellt und begutachtet, darunter DNA-, Haar- und Blutproben. Das Resultat ist durch rechtskräftige Urteile gefestigt: Es gibt weder Hinweise auf Betäubungsmittel noch auf eine Schändung. Nichts spricht dafür, dass Hürli-

mann sie betäubt haben könnte. Und selbst wenn sie beide Opfer eines spurlosen Giftanschlags gewesen wären, wäre nicht einsehbar, warum sie hernach wie brunftige Tiere aufeinander losgegangen sein sollten. Solche Wunderdrogen existieren nur im Märchen.

Gemäss übereinstimmenden Zeugenaussagen ist vielmehr davon auszugehen, dass die beiden politischen Opponenten den ganzen Abend lang wie zwei Teenager miteinander flirteten – und zwar derart ungeniert, dass es die halbe Festgesellschaft mitbekam. Gegen Mitternacht wurden die beiden von einer Ratskollegin im Treppenhaus beim innigen Küssen ertappt und zur Rede gestellt. Offenbar erfolglos versuchte die Kollegin, die beiden Turteltauben zur Räson zu bringen.

Hürlimann war sturzbetrunken. Spiess-Hegglin versichert, sie habe nur mässig Alkohol konsumiert. Tatsache ist, dass auch sie an jenem Abend mehrmals die Toilette aufsuchte. Was nach Mitternacht in der famosen «Captain's Lounge» passierte, wo die beiden alleine waren – die angebliche Anwesenheit eines Dritten wurde widerlegt –, lässt sich nur bruchstückhaft rekonstruieren. Spiess-Hegglin wie Hürlimann behaupten, sie hätten einen Filmriss gehabt.

Augenzeugen berichten von Kleidern, die auf dem Boden der Lounge verstreut waren. Gesehen haben sie das Paar dort aber nicht. Es erscheint fraglich, ob es überhaupt zum Geschlechtsverkehr gekommen war. Tatsache ist, dass die beiden das Festlokal gegen zwei Uhr in der Früh als Letzte zusammen verliessen und dass sie sich für den Heimweg ein Taxi teilten. Das im Umgang mit Betrunknen erfahrene Barpersonal bemerkte nichts Auffälliges, beide hätten sich normal bewegt.

Im August 2015 stellte die Staatsanwaltschaft das Verfahren gegen Hürlimann rechtsgültig ein. Er ist unschuldig. Punkt. Am 11. November 2017 erhob die Staatsanwaltschaft auf Geheiss des Obergerichts Anklage gegen Spiess-Hegglin wegen Falschanschuldigung und Verleumdung. Nachdem sie mit ihrem Antrag auf Ausschluss der Öffentlichkeit vom Prozess gescheitert war, einigte sich Spiess-Hegglin im Frühling 2018 mit Hürlimann gütlich: Sie verpflichtete sich, jede Äusserung zu unterlassen, die ihn in ein schlechtes Licht rücken könnte; er liess im Gegenzug die Anzeige fallen. Das Verfahren wurde darauf rechtsgültig eingestellt. Auch Spiess-Hegglin ist damit unschuldig. Punkt.

Als «Vergewaltigungsopfer» präsentiert

Die Geschichte könnte hier zu Ende sein. Doch Spiess-Hegglin beharrte auf ihrer Opferrolle. Im Oktober 2018 kritisierte sie die Staatsanwaltschaft vor Journalisten scharf, weil diese es versäumt habe, den «Schändungsverdacht» sauber zu klären. Im folgenden Jahr verbreitete Spiess-Hegglin Beiträge von ORF und ARD, in denen sie als «Vergewaltigungsopfer» präsentiert wird, auf den sozialen Medien weiter.

Das sind keine geheimen Informationen. Jeder kann sie in öffentlich zugänglichen Quellen nachprüfen und weiterverbreiten. Vorläufig. Ausser der Journalistin Michèle Binswanger. Falls das Schreibverbot gegen sie Bestand halten sollte, stellt sich allerdings die Frage, ob es nicht für alle gilt. Und Jolanda Spiess-Hegglin wäre der Umdeutung der Geschichte ein Stück näher. Niemand mehr dürfte dann ihre Rolle hinterfragen – die Rolle des Opfers eines Verbrechens, das nie stattgefunden hat.

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Prävention: SUVA Fussball-Talk mit YB-Legende Marco Wölfli

Ab Montag, 23. August, täglich um 17.25 Uhr auf



und ab Montag, 30. August, täglich um 17.25 Uhr auf



www.fokus-kmu.tv



Sponsoringpartner



«Wir schaffen das»

Erläuterungen zum politischen Wunschenken

Der neue Sarrazin ist da. 184 Seiten politische Analyse pur, ohne Flachheiten, selbstverfasst und garantiert ohne jedes Plagiat.



Roger Köppel spricht mit **Thilo Sarrazin über dessen neuen Bestseller «Wir schaffen das».**

Wann: Freitag, 27. August 2021, 18:00 – 19:30 Uhr

Wo: Hotel Park Hyatt, Beethoven-Strasse 21, 8002 Zürich

Sie sind herzlich eingeladen!

Namentliche Anmeldung bis Mittwoch, 25. August 2021, per E-Mail erforderlich an: langenmueller@wmp-ag.de

Die Platzzahl ist beschränkt. Einlass nur mit bestätigter Anmeldung. Die Veranstaltung ist kostenlos.

Veranstalter: Langen Müller Verlag

Medienpartner: Weltwoche Verlags AG

LMV

DIE  **WELTWOCH**

Gefährlich einseitige Vielfalt

Im Fall der ersten Transgender-Athletin bei Olympia ging es um mehr als Fairness.



Vergangene Woche war es so weit: Die neuseeländische Gewichtheberin Laurel Hubbard hatte ihren grossen Auftritt bei Olympia. Die Teilnahme der 43-Jährigen war hochumstritten. Was für die einen ein Meilenstein auf dem Weg zu noch mehr Toleranz und Offenheit ist, stellt für die anderen einen Verrat an der Emanzipation der Frau dar. Denn Hubbard wurde als Mann geboren und ist damit die erste Transgender-Athletin bei Olympia.

Dementsprechend gross muss die Erleichterung bei einigen gewesen sein, als Hubbard, der man zuvor sogar Chancen auf eine Medaille eingeräumt hatte, mit drei ungültigen Versuchen sang- und klanglos aus dem Wettbewerb schied. Eine Medaille hätte die Diskussion nur von neuem entfacht.

Zwar gibt es Auflagen für Transgender-Athleten. Diese sind aber ziemlich lasch. So muss der Geschlechtswechsel, die sogenannte Transition, zwar mindestens vier Jahre zurückliegen. Diese hat jedoch keinerlei Einfluss auf jene biologischen Merkmale des Mannes, die einen physischen Vorteil im Sport bieten. Organische Unterschiede, wie etwa ein grösseres Lungenvolumen beim Mann, bleiben bestehen.

Auch die erforderliche Senkung des Testosteronwertes auf unter 10 nmol/l stellt nur eine gutgemeinte Annäherung an den Testosteronwert einer biologischen Frau dar. Dieser liegt im Normalfall bei 0,5 bis 2,0 nmol/l und damit deutlich unter dem von Transgender-Athleten geforderten Wert.

All das verschafft Athletinnen wie Hubbard einen mitunter entscheidenden Wettbewerbsvorteil.

Das heisst nicht, dass andere Athletinnen nicht doch besser abschneiden können. Aber es gehört eben auch zur Wahrheit, dass Hubbard erst als Frau überhaupt mit der Weltspitze mithalten konnte. Als «Laurel» gewann sie 2017 Silber bei den Weltmeisterschaften und 2019 Gold bei den Pazifikspielen. Als «Gavin» reichten seine Leistungen nicht einmal für eine Position in der Nationalmannschaft.

Letztlich bilden diese ungleichen Erfolgsaussichten von männlichen und weiblichen Transgender-Athleten wohl den Hauptgrund dafür,

In Kalifornien kam es nun zu der ersten Schwangerschaft einer weiblichen Inhaftierten.

dass es umgekehrt keinen einzigen Transmann im Männersport gibt. Ja, man könnte sagen, dass die Ideologie der Vielfalt gefährlich einseitig wird, wenn es um das Vordringen in die Räume des jeweils anderen biologischen Geschlechts geht.

Tatsächlich geht es am Ende um deutlich mehr als nur um die Frage nach Fairness im Sport. Es geht um Errungenschaften der weiblichen Emanzipation. Um Räume, die sich Frauen in einem langen Kampf um ihre Rechte für sich erkämpft haben und die nun unter dem Deckmantel der Offenheit und Toleranz wieder eingerissen werden. Es geht darum, dass dieses Mindset, das biologische Frauen und biologische Männer, die sich als Frau fühlen, auf eine Stufe stellt, nicht nur dazu führt, dass als

Männer geborene Frauen ihre physischen Vorteile im Sport ausspielen können, sondern auch dazu, dass ganz andere Schutzräume plötzlich zur Disposition gestellt werden.

Wohin diese Ideologie führen kann, zeigt der Fall der Internetpersönlichkeit Chris Chan. 2016 gab Youtuber Christopher Chandler bekannt, künftig als Frau leben zu wollen. Er wechselte das Geschlecht und lebt seitdem als Christine Chandler. Am vergangenen Sonntag wurde die 39-Jährige verhaftet. Der Vorwurf: Sie soll ihre 79-jährige demenzkranke Mutter mehrfach vergewaltigt haben. Der Hammer: Laut *Daily Mail* soll Chandler nun in einem Frauengefängnis untergebracht werden (allerdings gibt es dazu auch gegenteilige Berichte).

Seit US-Präsident Joe Biden im Januar ein entsprechendes Gesetz zur Stärkung von Transgender-Rechten auf den Weg brachte, stellen männliche Gefängnisinsassen vermehrt Gesuche mit der Bitte um Verlegung in ein Frauengefängnis, selbst wenn sie aufgrund von Gewalt gegen Frauen verurteilt wurden. Die *Los Angeles Times* berichtet von 300 Fällen. In Kalifornien kam es im Zuge dessen nun zu der ersten Schwangerschaft einer weiblichen Inhaftierten. Insassinnen des grössten Frauengefängnis beschreiben die Situation als «eines Albtraums schlimmster Albtraum».

Nein, Sportlern wie Hubbard kann man solche Auswüchse nicht anlasten. Aber das Beispiel zeigt, wohin die Reise geht und dass es auf dem Weg zu einer angeblichen besseren Gesellschaft für viele linke Ideologen keine Grenzen mehr zu geben scheint.

In Wollishofen träumt er von Wimbledon

Der Emmentaler Dominic Stricker, 18, setzt bei den Tennisprofis starke Zeichen. In Zürich zeigt er nun sein Talent und sagt, wie er nach ganz oben will.

Thomas Renggli

Tennisclub Seeblick. Hoch über dem Zürichsee, an der Grenze zwischen dem Stadtquartier Wollishofen und dem Vorort Kilchberg steht der sportliche Saisonhöhepunkt bevor: Interclub, die urhelvetische Antwort auf den Davis-Cup. Und der Zürcher Klub mit dem Klubgelände an bester Lage geht als Titelverteidiger an den Start.

Für den grossen Anlass muss alles perfekt passen. Die Geranien werden nochmals gegossen, für die Supervisor-Schiedsrichterin wird ein Sonnenschirm herangeschafft. An der Stirnseite des Center-Courts haben sich die ersten Zuschauer auf Gartenstühlen in Position gebracht. Auf dem Grill brutzeln die Bratwürste.

Chancenloser Spanier

Mitten in dieser Provinz-Idylle schultert ein junger Mann seine Tasche, der in den vergangenen Monaten auf der ATP-Tour starke Zeichen gesetzt hat: Dominic Stricker, achtzehnjähriger Linkshänder aus dem bernischen Grosshöchstetten. «Guätä Mätsch», ruft ihm ein Zuschauer von einer Parkbank aus zu. Stricker lächelt. Seit er im vergangenen Mai gleich bei seinem Debüt auf höchster Ebene den früheren US-Open-Sieger Marin Cilic vom Platz fegte, wird er als «nächster Roger Federer» gehandelt.

Darauf angesprochen, wirkt Stricker fast ein bisschen verlegen: «Es ist sicher eine Wertschätzung und ein grosses Kompliment, dass ich mit Federer verglichen werde.» Druck lasse er sich dadurch aber keinen aufbürden: «Es ist eine Motivation, wenn mich die Leute als neuen Roger betrachten – obwohl es sehr, sehr schwierig wird, derart viel zu erreichen wie er.»

An diesem Nachmittag am Zürcher Stadtrand heisst sein Gegner Pedro Martinez, 24-jähriger Rechtshänder aus Spanien – immerhin die Nummer 72 der Weltrangliste und damit über 200 Plätze besser klassiert als Stricker (ATP 286). Martinez gehört zu den zehn Top-100-Spielern, die als Söldner im Interclub zum Einsatz kommen und das Niveau markant anheben. Im Duell mit Stri-

cker kommt sich der erfahrene Spanier aber schnell verloren vor. Nie hat er eine Chance. Stricker dominiert das Spiel mit seinem variantenreichen Service, der starken linken Schlaghand und der beidhändig geschlagenen Rückhand von der Grundlinie weg vor allem im ersten Satz nach Belieben: 6:0, 7:5.

Wie das Publikum um den Platz ist auch Dario Camenzind beeindruckt: «Intensität und Konstanz in Dominics Spiel bewegen sich auf einem erstaunlichen Niveau.» Camenzind, professioneller Tennistrainer, fungiert als Coach im TC Seeblick und bespricht mit

«Intensität und Konstanz in Dominics Spiel bewegen sich auf einem erstaunlichen Niveau.»

dem Spieler während der Seitenwechsel Strategie und Taktik. Je nachdem fordert er Stricker auf, aggressiver und offensiver zu spielen – oder sich etwas zurückzunehmen. Speziell für junge Spieler sei es sehr wertvoll, ein direktes Feedback zu erhalten.

Auch Stricker selber bestätigt das – und streicht den Teamgedanken im Interclub-Wettbewerb hervor: «Ich freue mich jedes Jahr auf diese zwei Wochen. Der Interclub ist

die Basis des Schweizer Tennis.» Auf der ATP-Tour plane man jeweils nur für eine Woche – aber nach der ersten Niederlage sei das Turnier beendet: «Hier ist man sicher zwei Wochen engagiert, und man erhält Spielpraxis. So kann man auf hohem Niveau Selbstvertrauen tanken.»

Aber weshalb ist der Emmentaler Stricker ausgerechnet beim TC Seeblick gelandet? Vom Emmental wird man schliesslich nicht automatisch nach Zürich gespült. Der Angesprochene schmunzelt: «Weil es in Bern kein Nationalliga-A-Team gibt. Da bleibt nichts anderes übrig, als nach Zürich zu kommen.» Wieder ernsthaft fügt er hinzu: «Der TC Seeblick genießt im ganzen Land einen hervorragenden Ruf. Hier fehlt es an nichts.»

Tatsächlich ist die Zürcher Dominanz im Interclub-Wettbewerb augenfällig. Die Hälfte der zwölf A-Teams stammt aus dem Grossraum Zürich. Besonders ausgeprägt ist das Übergewicht bei den Männern: mit dem TC Seeblick, GC, Sonnenberg und Aufsteiger Winterthur. Der Kontakt zwischen Stricker und Seeblick war über Sven Swinnen, den persönlichen Trainer des Spielers, zustande gekommen: «Er kontaktierte vor zwei Jahren Teamkapitän Roman Valent. Und so spiele ich nun zum dritten Mal hier.»

«Irgendwann die Nummer eins»

Interclub – das ist ein Schweizer Phänomen im globalen Tennissport. Sportliche Klasse und finanzieller Aufwand in der Nationalliga A bewegen sich auf professionellem Niveau. Für zwei Wochen geben die meisten Klubs bis zu 100 000 Franken aus. Abgesehen von den Top 50 in der Weltrangliste stehen alle Schweizer für den Wettbewerb zur Verfügung. Ohne starke Ausländer (zwei pro Team) ist kein Blumentopf zu gewinnen. Die Klubs lassen sich das Abenteuer Beträge im sechsstelligen Bereich kosten. «Gratis spielt niemand», sagt Camenzind. Die besten Cracks können bis zu 30 000 Franken verdienen. Nicht schlecht für einen «Sommerjob». Wie viel Stricker erhält, will Camenzind nicht sagen.





Strategie und Taktik: Tennishoffnung Stricker, Coach Camenzind.

Im Seeblick verfolgt man ohnehin einen anderen Kurs: «Wir wollen mit Spielern aus der Region und Junioren aus unserem Klub etwas Langfristiges aufbauen», sagt Camenzind. Im Lead stehen die N1-Spieler Robin Roshardt, Marc-Andrea Hüsler, Jakub Paul, Alexander Ritschard – und eben seit drei Jahren Dominic Stricker.

Gegen Martinez spielt der junge Berner gross auf. Schon bald stösst der Spanier ein paar nicht druckreife Worte aus. Glücklicherweise verstehen ihn die Kinder auf der Restaurantterrasse nicht. Stricker diktiert Tempo und Rhythmus, variiert die Schläge im Stile eines Routiniers. Gleichzeitig ist ihm aber auch die grosse Freude am Spiel anzusehen. Jene Freude, mit der er in seiner Kindheit beim Elternhaus in Grosshöchstetten die Bälle tagelang gegen eine Wand gespielt und von der grossen weiten Tenniswelt geträumt hatte: «Ich will Profi werden – und irgendwann die Nummer eins», hatte er der *Weltwoche* bei einem Hausbesuch vor fünf Jahren als Dreizehnjähriger gesagt.

Noch hat er weder das eine noch das andere erreicht. Zwar lebt und trainiert er am Leistungszentrum von Swiss Tennis in Biel unter professionellen Bedingungen, und sein Team hat schon eine imposante Grösse erreicht. Es besteht aus Trainer Sven Swinnen, Konditionscoach Beni Linder, Manager Mathias Walther sowie den Eltern Stephan und Sabine Stricker und Schwester Michèle, die sich um die Kommunikation kümmert. Dazu kommt Martin Werlen als Verantwortlicher für Organisation und Koordination. Seit seinem Erfolg am French Open der Junioren im Herbst 2020 habe er sein Management professionalisiert, sagt Dominic. Kostendeckend könne er den Sport aber noch nicht ausüben: «Mittlerweile habe ich gute Sponsoren und spiele auf einem Niveau, auf dem ich Preisgelder gewinnen kann. Bis ich aber wirklich vom Tennis leben kann, ist es noch ein grosser Schritt.» Ohne den Support seiner Eltern wäre dieser Aufwand nicht möglich.

So dämpft Vater Stephan die Erwartungen: «Es gibt kaum eine Sportart, in der die Selektion

härter ist, als im Tennis.» Dies kann auch Roman Valent bezeugen, der Strickers Karriere genau beobachtet. Er gehörte einst zu den grössten Talenten des Landes. 2001 gewann er als dritter Schweizer – nach Heinz Günthardt (1976) und Roger Federer (1998) – das Juniorenturnier von Wimbledon. Von Experten und Medien wurde ihm eine grosse Karriere vorausgesagt. Doch dann rebellierte der Körper. Vom

«Der wichtigste Schritt kommt erst – mich bei den Erwachsenen zu etablieren.»

Pfeifferschen Drüsenfieber wurde er gebremst, von einem Knorpelschaden im Knie gestoppt. Heute leitet er die Swiss Tennis Partner Academy auf der Zürcher Lengg.

Eine intakte Gesundheit bezeichnet Valent als einen der Schlüsselfaktoren für Dominic Stricker auf dem Weg nach oben. Und er müsse immer den Spass am Tennis behalten – wie Roger Federer. In dieser Beziehung sieht Valent durchaus Parallelen zwischen dem grossen Champion und dem jungen Talent: «Dominic ist sehr verspielt. Er wirkt nie steif oder verbissen – und kann auf dem Court auch einmal lachen.»

Abstand vom Tennis

Stricker selber antwortet auf die Frage, wie weit er noch von Federer entfernt sei, zögernd. Am Anfang sei die Differenz sicher sehr gross gewesen. Vermutlich sei sie nun etwas kleiner geworden: «Falls ich einen unglaublichen Tag hätte – und er einen weniger guten –, hätte ich vielleicht eine Chance. Aber das ist hypothetisch. Denn wenn man gegen Federer auf dem Platz steht, ist dies auch eine mentale Sache.»

Gerade auf den mentalen Bereich will er künftig noch verstärkt achten. So arbeitet er punktuell auch mit einem Sportpsychologen zusammen. Wichtig sei es, dass man sich auch Pausen gönne und etwas Abstand vom Tennis nehme: «Wenn es zu viel wird, muss man auch einen Gang zurückschalten können.»

In Dominic Strickers Augen blitzt der jugendliche Schalk. Seine Antworten kommen aber bemerkenswert abgeklärt und gut formuliert über die Lippen. So fasst er auch seine grösste Herausforderung in klare Worte: «Es ist schön, dass ich mich in diesem Jahr schon enorm verbessern konnte. Der wichtigste Schritt aber kommt erst – mich bei den Erwachsenen zu etablieren», sagt Stricker – und schaut im Klubhaus des TC Seeblick zu Team-Captain Roman Valent hinüber. Und dabei wird ihm mit aller Deutlichkeit in Erinnerung gerufen: Auch für das grösste Talent ist der Weg an die Spitze im internationalen Tennis sehr weit – für die meisten zu weit.

Risikolose Disziplin

Nr. 29 – «Wetter-Schamanen und Klima-Prediger»
Urs Paul Engeler über die Klimawissenschaft

Dieser grossartige Artikel reduziert die Wissenschaft auf das, was sie ist: eine künstliche, risikolose Disziplin, die das Wissen schafft, das der Agenda der Politik in die Karten spielt und deren Massnahmen scheinbegründet. Die meisten Wissenschaftler, Experten und Bundesbeamten sind reine Lohnprofiteure des Staates. Wenn all diese Leute für ihre hehren Ziele ehrenamtlich arbeiten würden, dann würde man bald merken, was von der Pandemie und der Bedrohung durch das Klima noch übrig bliebe. *Maximilian Spoerri, Locarno*

Seit dem Zweiten Weltkrieg hat die Weltbevölkerung von zwei auf acht Milliarden Menschen zugenommen. Diese Zunahme ist exponentiell im Vergleich zur Weltbevölkerungsentwicklung in den vorangegangenen Jahrhunderten. Ein Ende des Wachstums ist nicht absehbar. Diese Menschen brauchen Wohnraum, Ernährung, Kleider, Transport. Das ist in jeder Hinsicht eine Belastung für unsere Umwelt. Gewiss, man kann dies alles relativieren, verhöhnern oder ins Lächerliche ziehen. Wissenschaftler seien links-grüne, idealistische Schamanen. Nichtsdestotrotz gibt es unterdessen so viele beunruhigende Anzeichen, dass es zumindest mal nicht schadet, das Thema Umwelt ernsthaft anzugehen. Zusätzlich braucht es endlich eine Politik, die Massnahmen zur Eindämmung des Bevölkerungswachstums entwickelt. Dieser Prozess wird nicht einfach sein. Vor allem auch nicht, weil über Massnahmen geredet werden muss, die nicht dem heutigen sozial-

liberalen Zeitgeist entsprechen, der nach dem Zweiten Weltkrieg in Westeuropa entstanden ist. Oder wollen wir in der Schweiz in ein bis zwei Jahrzehnten die Zehn-Millionen-Grenze und weltweit die Zehn-Milliarden-Grenze knacken? *Bart Hendriks, Wädenswil*

Liebe und Humor

Nr. 30/31 – «Ein Leben wie ein Grand Prix»
Urs Gehrig über Dane Rowe und Rudi Kurth

Selten sind sie geworden, die positiven, mit viel Liebe und Humor geschriebenen Geschichten. Mit dem Artikel über Dane und Rudi ist Ihnen ein Meisterwerk gelungen. «Ewigi Liebi» mit dem wunderbaren Parfüm aus Benzin, heissem Öl und Gummi. *Roland Lörtscher, Ursenbach*

Neuer Feudalismus

Nr. 30/31 – «Stationen einer Genossen-Karriere»
Alex Baur über Roberto Rodriguez

Fast unfassbar, aber eigentlich logisch, diese Abzocker-Geschichte. Unfassbar, weil die Fakten gegen jedes Prinzip der Politik und der Gesellschaft verstossen, sich durch öffentliche Ämter nicht selbst zu bereichern, und logisch, weil die SP und die Gewerkschaften eine neue Form des Feudalismus geschaffen haben: Ihre Mitglieder finanzieren mit den Mitgliederbeiträgen eine neue Elite, nämlich ihre Funktionäre, die sich ohne allzu eindrückliche Kompetenz in absurden Ideologien und Initiativen verlieren. Die Frage stellt sich, wie lange die Mitglieder, die das alles berappen, mitspielen werden. Die Sowjetherrschaft, unter der die Nomenklatura alles hatte und die Durchschnittsbürger nichts, lässt die Stadt Zürich, die SP und die Gewerkschaften grüssen. Der

Vergleich zeigt, dass Systeme nicht an ihren ursprünglichen Ideen scheitern, sondern an ihrer eigenen Dekadenz. *Ruedi E. Wäger, Vandœuvres*

Links sein war nicht immer schlecht. Es gab eine Zeit, da war es sogar gut, weil die Linken für die Rechte der Arbeiter kämpften. Heute sind Linke weltfremd. Eine gehobene Schicht von Studierenden, die zwar keine Ahnung vom Leben haben, aber das Gefühl versprühen, sie wüssten es. Grundsätzlich sind mir Leute, die Güter und Dienstleistungen produzieren, die zum Wohlstand eines Landes beitragen, sympathischer als im Staatsdienst tätige SP-Mitglieder, deren Arbeitsplätze wir mit unseren Steuern finanzieren. *Arash Yaraghchi, Winterthur*

Voll ins Schwarze

Nr. 29 – «Verfassungsschänder am Werk»
Christoph Blocher über die Umdeutung des Ehebegriffs

Der Beitrag von Christoph Blocher trifft ins Schwarze. Es ist die alte Auslegungsfrage, die entscheidet, wie es Juristen mit der Demokratie halten. Entweder betrachtet man sich an den Verfassungstext gebunden, oder man erlaubt sich dessen («zeitgemässe») Uminterpretation. Wer sich gebunden sieht, beachtet das demokratische Prinzip, das die gewünschte Änderung dem demokratischen Entscheid unterstellt. Wer die unbegrenzte Auslegung anerkennt, stellt sich in andere Traditionen, was dem schlaun Herrn Jositsch gewiss bekannt ist. *Thomas Faesi, Rechtsanwalt und ehemaliger Ombudsmann des Kantons Zürich*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Karl Heinz Bohrer (1932–2021)

Mon dieu, wie habe ich als junger Mann diesen Autor geliebt!

Er hat meiner Generation, die das Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (FAZ) und den *Merkur* las, die Augen weit geöffnet. Was sollen dieser gesättigte Provinzialismus, diese helmet-kohlsche innere Ruhe, dieses Deutschland, dem die Welt fremd geblieben ist?

Karl Heinz Bohrer ist tot. Mit 88 Jahren in Grossbritannien gestorben, wo er sich mehr zu Hause fühlte als in Köln, seinem Geburtsort.

Seine Tragödie ist es, dass unabhängige Geister, wie er einer war, auf Dauer keine Chance haben gegen das Gewicht der Masse. Als ihm, dem brillanten Chef des FAZ-Literaturblatts, nach fünf Jahren durch den Herausgeber Joachim Fest gekündigt wurde, sagte ihm sein Nachfolger, Marcel Reich-Ranicki, dessen gnadenloser Humor allseits bekannt ist: «Sie schreiben mit dem Rücken zum Publikum.»

Nietzsches Fussstapfen

Ja, die Masse, dieses deutsche, schweizerische und österreichische Riesenvolk von fast hundert Millionen Menschen, war seine Sache nie. Die FAZ vergoldete seinen Abschied mit einer exklusiven Korrespondentenstelle in London, von wo aus er den Niedergang der Briten ebenso voraussah, wie er die Feinheiten des englischen Fussballs vergötterte.

Karl Heinz Bohrer war seit seiner Kindheit ein deutscher Snob – wenn es solches überhaupt gibt. Aufgewachsen in einem Edel-Internat in Hinterzarten im Schwarzwald, wo Direktor Georg Picht ein Klein-Athen eingerichtet hatte, wuchs er zu einem Literaturtheoretiker heran und wurde Hochschullehrer in Bielefeld, wo viele grosse Geister seine Nachbarn waren.

Er lehrte, was auch heute niemand gerne hört: Das plötzliche Erscheinen des Schreckens, ein rational nicht begreiflicher Vorgang von grosser Intensität, ist die eigentliche Qualität grosser Kunst. Damit trat er in die grossen Schuhe von Friedrich Nietzsche, der das dionysische Erleben feierte.

Höre ich nicht Nietzsches und Bohrers dionysisches Gelächter, während ich derlei schreibe?

Ist Bohrers «Ästhetik des Schreckens», seine heute noch gut lesbare Habilitationsschrift,

nicht ein Vorgriff auf unsere frühen Jahre im 21. Jahrhundert?

Ist der Schrecken vor uns nicht die grosse Hitze, die über uns gekommen ist und uns nicht verlassen wird? Sind es nicht die grossen Feuer, die Kalifornien und Europas Mittelmeerküste verzehren, die Kunst und Kultur herausfordern?

Sind Friedrich Dürrenmatt, Max Frisch und Peter von Matt noch aktuell oder nur Zeugen einer provinziellen Vergangenheit?



Unabhängiger Geist: Publizist Bohrer.

Wenn die Flanken der Berge stürzen und die grossen Wasser die Täler überfluten, höre ich die existenzialistische Vision des grossen Aussenseiters, der Karl Heinz Bohrer war.

Der «Gutmensch» ist seine Erfindung.

Als Bohémien und existenzialistischer Philosoph war er in der frühromantischen Ästhetik zu Hause. Die Romantik selbst bis hin zu Thomas Manns kultivierter Bürgerlichkeit war nicht seine Sache.

Nein, als jugendliches Opfer britischer Bombenangriffe auf Köln, wie es auch mir in Ludwigshafen am Rhein geschehen ist, begab

er sich hinein in den Surrealismus der deutschen und europäischen Gegenwart, lustvoll durchaus.

Ist eine «asoziale Begabung», wie er sich selbst nannte, nicht ein Spitzenprodukt der Gesellschaft?

Bohrer war zu seiner Zeit schon eine «Ich-AG», wie sie vierzig Jahre später von Kanzler Gerhard Schröder dem deutschen Volk empfohlen und verordnet wurde.

Als FAZ-Luxuskorrespondent in Grossbritannien, als Bewohner eines eleganten Appartements auf dem Montmartre demonstrierte der Antikommunist, was auch dem Rolls-Royce-Fahrer Wladimir Lenin Devise war: «Kommunismus heisst nicht, arm zu leben.»

Weicheier und Dumpfbacken

Nicht wiedergeben kann ich an dieser Stelle, wie Barbara Klemm, eine berühmte Fotografin, ihn optisch festhielt: Karl Heinz Bohrer, alle Sinnesorgane, auch den Mund, weit geöffnet, die Haare strähnig über der Stirn, den Kopf nach vorn geneigt, sein Gegenüber lachend konfrontierend.

C'était l'anarchie totale!

Sein Verlangen nach ästhetischer Autonomie hat europaweit viele Schüler gefunden. Mehr denn je sind unsere Bühnen voller bewusster und unbewusster Bohrer-Schüler. Sie wollen den Zuschauer in Schrecken versetzen und ihn zu einem neuen Menschen machen.

Dem steht entgegen, was er als Provinzialismus, als «Weicheier und Dumpfbacken» immer bekämpft hat.

Das TÜV-Denken der Deutschen, ein uneingeschränktes Sicherheits- und Kontrollbewusstsein waren ihm der grosse Schrecken. Er floh aus der deutschen Enge in die französische und britische Weite.

Heute ist das Angela-Merkel-Europa eng geworden, die Schweiz ist es auch. Die Weite individuellen Denkens ist in der Schweiz reduziert auf Gerhard Pfister und Lukas Bärfuss.

Karl Heinz Bohrer könnte weder nach Berlin noch nach Paris fliehen, um der Provinz zu entkommen. Europa ist klein geworden.

Klaus J. Stöhlker

Spitäler müssen einfach rentieren

Wenn es um die Gesundheit geht, werden Budgetgrenzen nicht besonders ernst genommen.



Die Schweizer Spitäler arbeiten zu wenig rentabel, um langfristig überleben zu können. Das Branchenportal Medinside hat die Wirtschaftlichkeit von 29 grösseren Spitälern in der Schweiz untersucht – grösser heisst mindestens 13 000 Patienten pro Jahr. Die Zahlen zeigen, dass im Jahr 2020 lediglich zwei Unternehmen eine Betriebsmarge von 10 Prozent erreichten: die Hirslanden-Gruppe und das Spital Limmattal. Wozu braucht ein Spital eine Marge?

Zur Existenzsicherung. Masstab ist hier die sogenannte Ebitda-Marge, also der Ertrag, der nach Abzug der direkten Kosten noch bleibt, um Zinsen, Steuern, Abschreibungen, Wertberichtigungen abzugelten sowie den risikotragenden Eigentümern allenfalls einen Gewinn zu bezahlen. Eine Daumenregel in der Branche lautet: Von hundert Franken Umsatz sollten zehn als Ebitda übrig bleiben, um offene Posten zu decken.

Der Befund von Medinside bedeutet, dass 27 von 29 Spitälern jüngst nicht genug verdienten, um langfristig die notwendigen Investitionen zu finanzieren, also von der Substanz lebten. Natürlich war 2020 unter den Einwirkungen von Corona ein speziell schlechtes Jahr. 2019 hatten immerhin 6 der 29 Krankenhäuser die erforderlichen 10 Prozent Betriebsmarge erreicht, aber auch das ist wenig.

«Das ist die völlig falsche Sicht», heisst es von vielen Ärzten und Gesundheitspolitikern. Gesundheit sei kein Renditeprodukt. Die kalte Wirtschaftsperspektive, diese Ökonomisierung der Medizin, sei fatal, führe zum Umsatzbolzen, zu einer Mengenausweitung der luk-

rativen Fälle, zu aggressiven Bonusregelungen, daneben zu einer Knausrigkeit auf Kosten der Qualität, zu schlechten Löhnen und belastenden Arbeitsbedingungen in der Pflege.

Aber was bleibt sonst? Die Kritiker sagen, man solle den Spitälern nicht ein Budget vorgeben, mit dem sie auskommen müssen, sondern doch einfach die Leistungen finanzieren, die als notwendig und sinnvoll erachtet werden. Das wäre eine «weiche Budgetgrenze», nach oben offen. Ungefähr so war eigentlich das Regime vor 2012. Die Kosten stiegen damals derart zügig, dass man eine Begrenzung suchte. So wurden härtere Budgets, die sogenannten Fallpauschalen, eingeführt, indem für jeden typischen Behandlungsfall ein Betrag festgelegt wurde, den das Spital als Abgeltung zugute hat.

Jetzt sieht es so aus, dass viele Spitäler mit diesen zugesagten Beträgen nicht zurechtkommen, und sie werden um Rechtfertigungen nicht verlegen sein. Erstens hat die Corona-Krise den Spitalbetrieb 2020 behindert. Die Bereitstellung von Intensivbetten blockierte zum Teil den Normalbetrieb und kostete Erträge.

Zweitens sind die meisten Spitäler staatlich oder staatsnah bestimmt. Kantone sind oft Eigentümer, Betreiber und Regulierer zugleich. Die Spitalchefs wissen, dass in einer solchen Konstellation Betriebsverluste auf irgendeine Weise letztlich öffentlich übernommen werden, dass die Budgetgrenze also doch weich ist. Das dämpft den Ehrgeiz, auf die notwendige Marge zu kommen.

Drittens besteht der Eindruck, dass etliche Spitäler in der Corona-Zeit die Gelegenheit nutzten, sich speziell leidend zu zeigen. Das

Klagen über Personalknappheit, Kapazitätsmangel, Überlastung und ungedeckte Kosten kann in künftigen Finanzierungsrunden eventuell ihre Verhandlungsposition stärken. Das müssen Behörden und Krankenkassen im Auge behalten, immerhin geht es um einen Jahresumsatz von etwa fünfzig Milliarden Franken.

Schneller Gewinn mit Klima

Organisationen der Klimabewegung wie «Fridays for Future» kämpfen offiziell für Ziele, die weit in der Zukunft liegen, fünfzig, ja hundert Jahre. Viele der heutigen Jungen werden nicht so lange leben. Da erscheint es fast selbstlos, dass sich die Jugend dafür einsetzt. Enorm viel Geduld, ein langer Atem und die Bereitschaft zum Verzicht auf heutigen Konsum zugunsten des Konsums anderer in Zukunft sind gefragt. Heute auf diese Weise in die ganz lange Frist zu investieren, auf das langfristige Wohl der Gemeinschaft, auf die ewige Rendite zu schauen und nicht auf kurzfristige Gewinne – das erscheint doch bewundernswert.

Stimmt diese Sicht? Nein, Klimaaktivisten kommen mit ihren Engagements sehr wohl auf hohe Kurzfristgewinne: öffentliche Aufmerksamkeit, erhöhte Popularität bei wichtigen Interessengruppen, verbesserte persönliche Karrierechancen in der Organisation. Bekanntheit ist das Kapital von Vereinigungen, die auf Spenden und andere Unterstützung ausgerichtet sind. Das Geschäftsmodell beruht darauf, öffentliches Aufsehen zu produzieren. Klimaproteste sind aus dieser Sicht kommerzielle Projekte für das Hier und Heute, weniger eine Aufopferung für die Erde im Jahr 2070.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Für den Fotografen
Alberto Venzago offenbart
sich im Dunklen die Seele
des Menschen besser.
Angelika Maass, Seite 60



Helvetischer Expressionismus.

Albert Müller, Selbstbildnis, 1926 — Es war vielleicht jene Epoche, in der das Ich begann, sich, soweit es ihm möglich war, vom Wir zu lösen. Als ob im Haus des Kollektiven ein Fenster aufgegangen wäre, aus dem jene, die sich darin vielmehr gefangen als geborgen fühlten, sich davonmachten mit grosser Fliehkraft hin zu jenem Kontinent, der der grösste und am schwersten zu entdeckende ist; das Selbst. Eine Reise war es, ungestüm und wild, sie führte weg von all den Wurzeln und gleichzeitig zu ihnen hin, das Ich wurde zum grellen Spiegel für das Wir. Eine unmögliche Reise auch, weil stets ein Teil des Ichs gefangen bleibt im Diesseits des Fensters.

Nie wieder sollte sich im Kosmos Europas die Gravitation des Wir von dieser Deformation erholen und zu alter Stärke zurückfinden. Es war, als ob die Materie des Gemeinschaftlichen – Familie, Glaube und Vaterland, diese alten Tugenden – damals anfangen zu zerfallen. Die Welt drehte sich in ihren 1920er Jahren, und plötzlich war Expressionismus. Sogar in der Schweiz.

Albert Müller (1897–1926), ein Basler, war einer dieser helvetischen Expressionisten, der dem Rausch und auch dem Kater des Ichs, dieser andauernden Zerrissenheit von allem, Form und Farbe gab, der Menschen malte wie Landschaften und Landschaften wie Menschen.

Müller war verheiratet, das verband ihn mit der Vergangenheit, er war befreundet mit Ernst Ludwig Kirchner, das war seine Gegenwart, das waren zwei Ichs, die zum Wir wurden.

Müllers Zukunft dauerte kürzer als die Detonation, wenn die inneren Bilder ihren Rahmen sprengen und ins Expressive explodieren. Müller war 29 Jahre alt, als die Krankheit seiner Zeit die Reise in seiner Zeit beendete; Tuberkulose. Zwei Monate später starben seine Frau und seine Zwillingkinder. Ihre Reise mag kurz erscheinen, dennoch aber war es eine bis ans Ende des Ichs, auch wenn das Ich vielleicht noch nicht zu Ende war. *Michael Bahnerth*

Geständnissüchtig

Liebe, Verrat und Schicksal sind die grossen Themen der israelischen Autorin Zeruya Shalev. Das Rezept für ihren Massenerfolg gilt auch im neuesten Werk, im Positiven wie im Negativen.

Pia Reinacher

Zeruya Shalev: Schicksal. Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer. Berlin. 416 S., Fr. 35.90

Die 1959 geborene israelische Schriftstellerin Zeruya Shalev schreibt immer wieder Bestseller. Seit ihrem Welterfolg «Liebesleben» (2001), der auf dem deutschen Markt über eine Million Mal verkauft und in zwanzig Sprachen übersetzt wurde, verführt sie mit den magischen Themen Liebe, Liebesverrat, Familie und Schicksal eine riesige Lesegemeinde. Das galt auch für die beiden nachfolgenden Bände dieser Trilogie, «Mann und Frau» (2001) sowie «Späte Familie» (2005). Die in einem Kibbuz am See Genezareth geborene Autorin und Bibelwissenschaftlerin, Tochter einer Malerin und eines der wichtigsten Literaturkritiker Israels, lebt heute in dritter Ehe in Haifa. Ihren Romanen, deren Cover jeweils mit lasziven, schmachtenden Frauenbildern locken, wird von den Kritikern jedes Mal ein ungewöhnlicher Lesesog bescheinigt, wobei diffus bleibt, was denn nun damit gemeint sei.

Das trifft auch für ihren neuesten Publikumserfolg, «Schicksal», zu, der seit langem auf der *Spiegel*-Bestsellerliste figuriert. Im Zentrum stehen zwei Frauen, zwei Schicksale, zwei Generationen: Die erste ist die 51-jährige Architektin Atara, zum zweiten Mal verheiratet. Der Soziologe Alex, ein brillanter Wissenschaftler, war ihre grosse Liebe. Beide verliessen füreinander ihre damaligen Partner. Aber die Beziehung steht unter einem unglücklichen Stern. Das Paar entfernt sich innerlich immer weiter voneinander; Spannungen und ihre heftige Entladung bestimmen den Ehealltag; der gemeinsame Sohn wurde Elitesoldat, verlässt aber, depressiv geworden, nach dem letzten Einsatz kaum mehr das Haus.

Ausuferndes Beziehungs Panorama

Die zweite Frauenfigur in diesem ausufernden Familien-Beziehungs Panorama ist die neunzigjährige Rachel – eine dämonische Schattenfigur



Starke Effekte, im ganzen Beziehungsgestrüpp: Bestseller-Autorin Shalev.

aus der Vergangenheit. Sie war mit Meno, dem Vater von Atara, in erster Ehe kurz verheiratet. Über die Gründe der Scheidung durfte in der Familie nicht gesprochen werden. Beide gehörten in den 1940er Jahren zur zionistischen militärischen Untergrundorganisation Lechi, beide hatten gegen die britische Mandats Herrschaft gekämpft. Während Meno, der Vater, nur Plakate schrieb, beteiligte sich Rachel aktiv an den gewalttätigen Anschlägen. Als Meno im Sterben liegt, verwechselt er seine Tochter Atara mit Rachel und beteuert ihr flüsternd, dass er immer nur sie geliebt habe.

Die Tochter, abgestossen vom Gedanken, dass der Vater ihre Mutter eine Ehe lang betrogen hat, macht sich nach seinem Tod auf die

Shalev schreibt aus einer inneren Spannung heraus, die elektrisierend auf den Leser überspringt.

Suche nach der geheimnisvollen «anderen» Frau. Sie findet die Greisin in einer Siedlung im Westjordanland. Sie will ihre Geschichte mit dem Vater erfahren, will wissen, warum er zerstört und gebrochen war, warum er alle Hoffnungen auf eine besser Zukunft Israels für immer verloren hatte und zu einem misstrauigen, sadistischen Vater wurde, der seine Tochter willkürlich quälte und strafe. Es ist, als ob die Architektin Atara, die spezialisiert ist auf die Rekonstruktion denkmalpflegerisch geschützter Bauten, symbolisch die Vergangenheit Israels besichtigen und prüfen würde, was von der ehemaligen Bausubstanz, den alten Konstruktionen ihrer Vorfahren (nach deren zerstörerischen Kämpfen) noch für die Zukunft Israels und ein mögliches friedliches Zusammenleben mit den Arabern zu gebrauchen wäre.

Traum- und Suggestionenmaschinen

Die Gründe für den Massenerfolg von Zeruya Shalevs Büchern lassen sich an ihrem neuesten Werk ablesen, im Positiven wie im Negativen: Die israelische Autorin schreibt paradigmatisch über das, was alle angeht. Ihre Geschichten sind ungeschminkt «aus dem Leben gegriffen», so, wie es sich die Menschen untereinander seit Jahrhunderten weitererzählen: Es geht um Liebe, Irrtum, Verrat, Enttäuschungen, Herausforderungen, Glücksgefühle und Desillusionierung. Zeruya Shalev spricht von der Brüchigkeit von Beziehungen und der Fragilität des Glücks, den politischen und privaten Lebenslügen – und wie diese früher oder später explodieren. Dabei – und das ist wohl das «Sogartige» an diesem Erzählen – schreibt sie aus einer hohen inneren Spannung heraus, die elektrisierend auf den Leser überspringt. Ihre Sprache verrät eine Mischung aus Exaltiertheit, Obsession und Präzision.

So politisch wie in ihrem neusten Buch ist diese Autorin noch nie geworden. Die gegenwärtige und vergangene Geschichte Israels ist das Referenzsystem im Hintergrund – aber mehr als eine Romankulisse ist sie auch nicht. Der neue Bestseller zeigt das Bedenkliche dieser Art des Schreibens: Zeruya Shalev setzt ganz gezielt auf starke Effekte, im Emotionalen, Politischen, Sexuellen, im ganzen Beziehungsgestrüpp, das Menschen umfängt. Schon immer gehörte es zu ihrer kühl kalkulierten Strategie, Traum- und Suggestionenmaschinen anzuwerfen, die den Leser in Bann ziehen.

Sie liebt die skandalisierende Sensation im Zwischenmenschlichen (in ihrer Trilogie, die eine robuste sexuelle Fantasie verrät, sogar im Pornografischen). Vor zwanzig Jahren war das ungewöhnlich: eine Frau, die auch auf diesem Feld mit den gleichen freizügigen und aggressiv erotischen Erzählstrategien operiert wie die Männer. Aber: Das «Literarische» an dieser Literatur fehlt. Es gibt keine Form, keine Doppelbödigkeit der Sprache, nichts, was über das bloss Inhaltliche auf eine andere Ebene verweisen würde, die auch noch mitgemeint wäre. Insofern ist diese Literatur eindimensional. Sie liest sich schnell und kulinarisch, ohne Widerstand und genauso atemlos, wie sie geschrieben ist.

Shalev erklärte ihren Erfolg damit, dass Leserinnen und Leser in ihren Geschichten eigene (verdrängte, abgespaltene) Aspekte ihres Lebens wiedererkennen. Das ist nicht von der Hand zu weisen. Aber es ist ein Phänomen, das in unterschiedlicher Art für alle Texte zutrifft: Entweder man sucht als Leser einen Spiegel, der einen bestätigt in dem, was man sowieso glaubt; oder aber man möchte über den Umweg mit dem Text mit den verdrängten, tabuisierten Seiten des eigenen Ichs konfrontiert werden. Zeruya Shalevs Roman hat insofern alle Eigenschaften eines dicken Schmöckers, der seine Leser über Stunden mit wilden, ausschweifenden, geständnissüchtigen Beschreibungen in Beschlag nimmt und ablenkt. Nicht weniger, aber auch nicht mehr.



Religionsmacher: die Beatles.

«Händchen falten, Köpfchen senken»

René Zeyer

Michael Stausberg: Die Heilsbringer. Eine Globalgeschichte der Religionen im 20. Jahrhundert. C. H. Beck. 783 S., Fr. 47.90.

Das so irrationale 20. Jahrhundert ist ein brodelnder Kessel von Heilsbotschaften. Der Religionswissenschaftler Michael Stausberg hat den ambitionierten Versuch unternommen, Struktur und Ordnung in dieses Chaos zu bringen. Daraus ist ein Wälzer von 783 Seiten entstanden.

Davon sollte man sich aber nicht abschrecken lassen. Denn es ist die teuflische Seite der Selbsterkenntnis, des Bewusstseins unserer selbst, die uns von allen anderen Lebewesen unterscheidet, aber uns abnötigt, etwas gegen die Unfähigkeit zu unternehmen, die Endlichkeit unserer Existenz zu akzeptieren. Gleichzeitig brauchen wir Erklärungsmodelle für Unverständliches.

Der Blitz ist solange Zeichen eines zürnenden Gottes, bis die Naturwissenschaft ihn seiner Metaphysik entkleidet – die aber dennoch bleibt. Zudem erlauben Rückgriffe auf übergeordnete, überirdische, übermenschliche Kräfte, Regelwerke zur Organisation des Zusammenlebens zu legitimieren.

Ungereimtheiten, Absurditäten

Stausberg fasst die Definition seiner «Heilsbringer» weit: «Biographische Porträts religiöser oder religionsrelevanter Persönlichkeiten, deren Lebensläufe eine transnationale Dimension aufweisen und deren Wirken eine internationale Resonanz hatte.» Also eigentlich Religionsmacher.

Daraus ergibt sich eine chronologisch nach Geburtsjahr geordnete Liste von biografischen Skizzen: «Beschreiben genießt den Vorrang vor Erklären», erklärt Stausberg, gleichzeitig gesteht er die Unzulänglichkeit der Auswahl

ein, damit der Umfang des Buchs nicht alle Grenzen sprengt.

Entstanden ist eine Liste von Persönlichkeiten, die man unter dem Rubrum «Heilsbringer» erwarten würde – oder auch nicht. Mary Baker Eddy, Lew Tolstoi, Rudolf Steiner, Mahatma Gandhi, Adolf Hitler, J.R.R. Tolkien, L. Ron Hubbard, Mao Zedong, The Beatles, Stanley Kubrick, Steven Spielberg, Jim Jones, Osama bin Laden. Auch diese Auswahl seiner Auswahl ist unvollständig und subjektiv, es fehlen viele jüdische und asiatische Heilsbringer.

Als Kristallisationspunkt dient Stausberg der 11. September 1893. Anlässlich der Weltausstellung in Chicago traf sich zum ersten Mal «The World's Parliament of Religions». Im Rahmen der aufkommenden Globalisierung war es der ernstgemeinte Versuch, die diversen religiösen Strömungen zu einer Weltreligion zu vereinen. Er fand seine Fortsetzung hundert Jahre später, 1993, ebenfalls in Chicago, im «Parlament der Weltreligionen». Allerdings waren da die Illusionen einer Verschmelzung längst wie Schnee in der Sonne geschmolzen.

In seinem zehnbändigen Mammutwerk «Kriminalgeschichte des Christentums» rechnet Karlheinz Deschner mit allen Verbrechen ab, die die christliche Religion seit ihren biblischen Ursprüngen bis Ende des 18. Jahrhunderts begangen hat. Eine Enzyklopädie des Schreckens, der Barbarei und des Fanatismus. Aber das ungebrochene Faszinosum, das der christlichen Religion bis heute eigen ist, konnte er damit weder erklären noch zerstören.

Stausberg dagegen versucht, religiöse Mechanismen, konstituierende Elemente einer Religion an solchen Heilsbringern herauszuarbeiten, die so positiv besetzt sind wie Gandhi und so negativ wie Hitler, sicherlich das kontroverseste Objekt seiner Untersuchung. «Mein Kampf» wurde schon von Zeitgenossen als die «Bibel» des Nationalsozialismus bezeichnet. Wie diese ist das zweibändige Werk voller Ungereimtheiten, Absurditäten, wurde von kaum jemandem von A bis Z gelesen. Wie um andere religiöse Führer wurde um Hitler eine kultische Inszenierung aufgebaut, der damalige französische Botschafter in Deutschland sprach von einem «heiligen Wahn», der die Massen ergriff, der Philosoph Denis de Rougemont nannte es eine «Liturgie», die sich an den Reichsparteitagen abspielte.

Wunsch nach völliger Kontrolle

Hitler, katholisch getauft, sprach gerne von «Allmacht, Vorsehung, Schicksal». «Händchen falten, Köpfchen senken. Immer an den Führer denken. Er gibt euch täglich euer Brot und rettet euch aus aller Not.»: So lautete das Motto in den Kindergärten der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, abgeleitet vom Vaterunser.

Hubbard, der Gründer der Scientology-Sekte, bietet Stausberg ebenfalls Gelegenheit,

kirchliche Gebräuche an dieser umstrittenen, aber mächtigen und reichen «Kirche» zu spiegeln. Ihr Bereicherungsdrang, der Wunsch nach völliger Kontrolle über die Gläubigen, absurde Riten und Behauptungen, eine Art interne Inquisition zur Verfolgung von Abtrünnigen, Einflussversuche gegen aussen, Diskreditierung von Kritikern, das Bemühen, prominente Aushängeschilder zu finden: bei Scientology alles Anlass zu harscher Kritik, als Argument, ihr rundweg abzuspochen, eine religiöse Bewegung zu sein. Was in dieser Schärfe bei der katholischen Kirche eher selten geschieht.

Mao als ins Überirdische erhobener, kultisch verehrter marxistischer Gott, die Beatles mit ihrer langjährigen Auseinandersetzung mit indischen und anderen Heilslehrern, die Filmer Kubrick und Spielberg mit ihren Versuchen,

Vielleicht ist Gott nur ein Konzept, mit dem wir tieferen Sinn dort suchen, wo Sinnlosigkeit herrscht.

Ausserirdische als unverständliche (Kubrick) oder heilbringende Wesen (Spielberg) darzustellen. Tolkien mit seinem eigenen Universum in Mittelerde – alles Versuche, über Wahrheitsuche und Erkenntnis zur Erlösung zu gelangen.

Das grosse Versprechen aller Heilsbringer ist, dass sie wahrhaftig das Heil bringen, das Paradies auf dieser Welt errichten. Wenn man sie lässt. Wenn man ihnen folgt. Wenn man die Gegner vernichtet. Dazu müssen diese identifiziert und stigmatisiert werden, dazu ihres Menschseins, ihres Existenzrechts beraubt werden.

Wie das Hitler formulierte: «Der Jude ist wohl Rasse, aber nicht Mensch.» Bei Heils-



„Meine Frau macht den Kirschkuchen immer ganz frisch...“

bringern liegen die angeblich zutiefst humanistischen Ziele fast immer sehr nahe bei unvorstellbarer Brutalität zu ihrer Erreichung. Das unbezweifelbar und allumfassende Heil braucht den unbezweifelbaren und abgründig Bösen als zu vernichtenden Gegenspieler. Wer das aus welchen Gründen ist, das kann von Heilsbringer zu Heilsbringer wechseln. Wo Gott ist, ist denknotwendig auch immer ein Teufel.

Religionen sind «voller Ungereimtheiten, Spannungen, Widersprüche und Paradoxien. Religion ist gleichermassen friedliebend und gewalttätig, rauschhaft und rational, egalitär und hierarchisch, revolutionär und reaktionär, asketisch und konsumorientiert.» Stausberg führt dieses Kaleidoskop der Widersprüchlichkeiten noch weiter. Darin liegt wohl das Geheimnis der zähen Überlebensfähigkeit so vieler Religionen: Indem sie allumfassend sein wollen, meistens auf apokryphen Schriften oder Weissagungen beruhen, unverzichtbar von charismatischen Persönlichkeiten geführt werden, versinken sie nie im Orkus der Eindeutigkeit.

Das Unberechenbare planen

Religion ist zu verstehen als «organisierte Strategien, das Unkontrollierbare durch Wort und Tat beherrschbar zu machen, das Unberechenbare planbar, das Unverfügbare steuerbar, das Absolute nahbar, das Unerreichbare greifbar».

Vielleicht ist Gott wirklich nur ein Konzept, mit dem wir unsere Pein messen, beherrschbar machen wollen, tieferen Sinn dort suchen möchten, wo Sinnlosigkeit herrscht. Unkontrollierte Barbarei, der Mensch dem Menschen ein Wolf, zu Gutem und Edlem in der Lage, aber auch zu Grausamkeit und Brutalität, zu der kein angeblich noch so blutrünstiges Tier fähig ist.

Einander die Haut abzuschälen, die Knochen zu brechen, der Psyche Schäden zuzufügen, von denen sie sich niemals mehr erholt; vor allem, aber nicht nur in religiösen Schlachtereien, von den Kreuzzügen über den Holocaust und die ethnischen Säuberungen, von Ruanda bis zum fundamentalistischen Terrorismus einer Verliererreligion, die dort, wo sie herrscht, an sich selbst zugrunde geht: Sehr viel Hoffnung und Heil ist da nicht bei den religiösen Heilsbringern, in welcher Verkleidung oder Ausformung sie sich auch immer präsentieren.

Gemein ist ihnen wohl nur: Individuell gehen sie immer unter, sie scheitern und reisen so viele mit in den Untergang. «Der Schoss ist fruchtbar noch, aus dem das kroch», dichtete Brecht über Hitler. Das gilt auch für den gebärfreudigen Schoss der Heilsbringer. Solange der Mensch nicht fähig sei, wie Kant das sagte, das moralische Gesetz in sich zu tragen. Und über sich nur Sterne zu erkennen.



Abseits der smaragdgrünen Lagunen: Autorin Appanah.

Idyll und Hölle auf Mayotte

Manfred Loimeier

Nathacha Appanah: Das grüne Auge. Aus dem Französischen von Yla M. Dach. Lenos. 210 S., Fr. 32.90.-

Die Handlung ist rasch resümiert: Eine junge Immigrantin hinterlässt in einem Krankenhaus auf der Insel Mayotte, wo der Roman spielt, ihren neugeborenen Sohn. Denn er hat zwei verschiedenfarbige Augen, und das gilt als böses Omen. Die Krankenschwester Marie, die sich ein eigenes Kind wünscht, nimmt das Baby zu sich und zieht den Jungen, Moïse genannt, gross. Im Pubertätsalter des Jungen – die Auseinandersetzungen und Fragen nach der Herkunft beginnen gerade – stirbt Marie. Moïse verliert den Halt, wird Mitglied der Jugendgang von Bruce, dem Boss im «Gaza» genannten Gettoviertel der Inselhauptstadt. Stéphane, der

Sozialarbeiter einer NGO, bemüht sich kurz um Moïse, doch Bruce gibt ihn nicht frei, bestraft Moïse vielmehr für dessen Freiheitsimpuls. Am Ende erschießt Moïse Bruce und wirft sich in den Indischen Ozean.

Nicht nur das Was aber macht dieses Buch absolut lesenswert, sondern vor allem auch das Wie. Nathacha Appanah, deren luzider, sphärenartiger Stil bereits durch ihre Romane «Blue Bay Palace» und «Der letzte Bruder» bekannt wurde und deren Werke mit gut einem Dutzend französischer Literaturpreise bedacht worden sind, setzt die Handlung von «Das grüne Auge» in der Art eines polyfonen Erzählreigens zusammen. Mal erzählt Marie, die Krankenschwester, dann Moïse, Bruce, Stéphane – und kurz auch Olivier, der Polizist, von dem Moïse sich festnehmen liess. Puzzleartig setzt sich das Geschehen dieses Romans zusammen, in dem sich auch immer neue psychisch-emotionale Untiefen der Figuren auftun.

Hierbei hilft es, zu wissen, dass das Buch nach einem fast dreijährigen Aufenthalt Appanahs auf Mayotte entstand. Die aus

Mauritius stammende Autorin lebt seit langem in Frankreich. Auf Mayotte sah die zudem als Journalistin publizierende Schriftstellerin nicht nur die smaragdgrün leuchtenden Lagunen, die den Tourismus befördern, sondern eben auch den Alltag arbeitsloser Jugendlicher und der Immigranten, die von den Komoren, aus Madagaskar oder vom afri-

Mayotte ist das 101. französische Département und damit Tor zur Europäischen Union.

kanischen Festland mit Booten aller Art den Weg nach Mayotte suchen, dem 101. französischen Département und damit Tor zur Europäischen Union.

Etwa die Hälfte der Einwohner auf Mayotte sind derartige Zuwanderer, und die Migrationsbewegungen dort waren schon lange ein Thema, bevor Festlandeuropa im Jahr 2015 zum Ziel der Flüchtenden aus Syrien wurde. Das Meer zwischen Mayotte und den umliegenden Inseln sei der grösste Unterwasserfriedhof der Welt, sagte der frühere Präsident der Komoren einst vor der Uno in New York.

Hoffnung und Zuversicht

Es ist mithin französisches Territorium, auf dem sich dieses Drama um das Findelkind Moïse vollzieht, auf dem Jugendkriminalität und soziale Verwahrlosung ein Mass angenommen haben, das offenbar selbst in den Pariser Vororten so nicht vorstellbar ist. Aber Nathacha Appanah macht davon eben keine Sozialreportage, sondern fertigt aus dem realen Stoff die literarische Ausgestaltung eines menschlichen Schicksals, das zugleich berührt und empört.

Ihr Roman steht damit in der Tradition der gesellschaftskritisch-realistischen Werke etwa von Victor Hugo, Eugène Sue oder Emile Zola, aber sie stellt ihr Buch durch zahlreiche Anspielungen und Zitate auch in eine Reihe mit Henri Boscoss Abenteuerroman «Die schlafenden Wasser» von 1945. Ein Junge macht sich darin in die sagenhafte Welt eines Flusslaufs auf, stösst dort auf einen gefangengehaltenen Gleichartigen, befreit ihn und nimmt ihn mit zurück zu seinen Eltern, die ihn adoptieren.

Diese Zukunft und Behütetheit in Boscoss Roman, den Moïse als Lieblingsbuch immer mit sich trägt, bleibt für diesen ein unerfüllbarer Traum. Und so hinterlässt die Lektüre einerseits Ernüchterung und Betroffenheit und andererseits, durch Appanahs Sprache und Komposition, den Wunsch und den Glauben, dass Träume manchmal doch in Erfüllung gehen können. In dieser Hoffnung und Zuversicht liegt die Kraft der Literatur, und Appanah gibt ihr in und mit ihrem Roman eine neue und nachhaltige Wirksamkeit.

Gegen die Christentümeleien

Peter Ruch

Die Bekehrung Gottes – Ein heiter befreiender Weg durch die Bibel mit Predigten und Texten von Pfarrer Gerhard Blocher.

Hg. von Markus Sieber und Beat Hächler.

Reinhardt Taschenbuch. 144 S., Fr. 21.90

Pfarrer Gerhard Blocher (1934–2016) war weit- hin bekannt und bei manchen berüchtigt. Als er seinem Vater gestand, Pfarrer werden zu wollen, stauchte dieser ihn zusammen: Das sei kein Wunsch, sondern allenfalls eine Pflicht. So rückte der Begriff «Auftrag» in die Mitte seines Denkens. Dennoch wurde er kein Finsterling, sondern begegnete allen Menschen mit heiterem Interesse. In der Kirche blieb er ein Aussenseiter, wurde in Flawil aus dem Amt gejagt und kämpfte unermüdlich gegen die Christentümeleien. Er hat ein umfangreiches Schrifttum aus Predigten, Essays und volksnahen Betrachtungen hinterlassen. Markus Sieber und Beat Hächler haben es gesichtet und eine Auswahl herausgegeben. Jeder der gut hundert Texte interpretiert einen Bibelvers auf zwei Seiten.

«Hau ab, Satan!»

Der Buchtitel «Die Bekehrung Gottes» zeigt den Subjektwechsel gegenüber dem religiösen Mainstream. Die Geschichte vom Goldenen Kalb schildert das Volk Gottes in religiöser Selbstbefriedigung, und ist deshalb eine klassische Kirchengeschichte. Dass sich Gott schliesslich die Strafe gereuen liess, die er ihnen angedroht hatte, zeigt Gottes Bekehrung zugunsten des Menschen. Blocher deckt mit theologischer Kleinarbeit durch die ganze Bibel Trostbotschaften von dieser Tonart auf. Gerade weil das Trachten des Menschen von Jugend auf böse ist, überwältigt die Rettung Gottes jede sintflutartige Verderbnis.

Saat und Ernte, die nach der Verheissung nicht aufhören sollen, stehen für Leben und Tod. Die Ernte ist ein Tod, von ihr aber lebt alles. Schon hier ist der Tod verschlungen in den Sieg. Angesichts der Naturereignisse und der Dummheit vieler Politiker fürchten die Menschen seit je den Weltuntergang. Aber Gott lacht über die Nationen, die da toben, und über die Fürsten mit ihren Gipfelkonferenzen. Gerhard Blocher war im Herzen ein geradezu unkirchlicher Mensch. Über Ludwig Feuerbach mit seinem religionskritischen Spott meinte er: «So gescheit kann nur ein Atheist reden.» Dass Gottesbilder Machwerk seien, sagt ja auch der Prophet Jesaja.

Jesus Christus hat die Verheissungen des Alten Testaments für alle Völker wahr gemacht. Als die Frauen nach der Auferstehung das Grab

Jesu aufsuchen, um seine Leiche mit wohlriechenden Ölen zu salben, ist die Leiche weg. Das Parfüm hätte den Todesgeruch überdecken sollen. Dieses Bestreben durchzieht unser ganzes Leben. Man soll nicht merken, dass wir sterben müssen. Am Ostermorgen wird es lustig, weil die Leiche fehlt. Das ist der Gegenbericht zu den Totenkulten in Ägypten und überall dort, wo mit bombastischen Bauwerken und Feierlichkeiten gegen den Tod marschiert wird.

Schon die grauen Haare sind ein unerwünschtes Anzeichen der Vergänglichkeit. Dass Gott uns «tragen will bis ins Alter und bis wir grau werden», weist darauf hin, dass seine Zuwendung weiterlebt, wenn unsere Körperfunktionen versagen. Alterserscheinungen künden nur von der grossen Verwandlung, die Gott ins Werk setzt. In manchen Kreisen wird gefordert, man müsse «Jesus annehmen». Das kommt in der Bibel nur ein einziges Mal vor: Petrus nahm Jesus beiseite, also an, um ihm auszureden, dass er leiden müsse. Jesus schnauzte ihn grob an: «Hau ab, Satan!» Nur Gott weiss, was nottut. Indem er uns segnet, spricht er gut über uns (*benedicere*). Sprechen auch wir gut übereinander, lösen sich alle Scheinprobleme von selbst.

Schwarzer Kanon

Die Lehre vom Glück in der Ehe

Dagmar Just

Theodoor Hendrik van de Velde:

Die vollkommene Ehe.

Inktank Publishing. 284 S., Fr. 19.90

Seltsam, dass man eher die Generäle als den Leibarzt der Habsburger Kaiserin Maria Theresia kennt. Dabei gab doch Gerard van Swieten, der Arzt, der jungen Ehefrau den entscheidenden Rat zur lustvollen Zeugung ihrer sechzehn Kinder, mit denen sie dann nachhaltiger Aussenpolitik betrieb als mit all ihren Schlachten. Der Rat – er erging damals natürlich auf Lateinisch: «Ausserdem bin ich der Ansicht, dass die Geschlechtsteile Eurer Allerheiligsten Majestät vor dem Beischlaf während längerer Zeit zu kitzeln sind.»

Rund 200 Jahre später taucht der beherzte Tipp erneut auf – diesmal als Zitat im ersten Buch von van Swietens holländischem Landsmann und Kollegen Theodoor Hendrik van de Velde, «Die vollkommene Ehe», wo es um den Hinweis ergänzt wird, dass mit den «Geschlechtsteilen selbstverständlich die Clitoris gemeint» sei. Dieser detailfrohe Sex-Ratgeber speziell für Ehemänner, die sich durch konkretes Wissen über die «Physiologie

und Technik» des Beischlafs in bessere Liebhaber verwandeln sollten, erschien 1926 und wurde ein enormer Bestseller.

Anachronistisch und vergessen

Nachdem die Erstaussage nach zwei Wochen vergriffen war, folgten unzählige Neuauflagen, das Buch wurde übersetzt, verfilmt, verliehen, unter der Hand weitergegeben, parodiert, illustriert, und dann setzte es der Vatikan auch noch auf seinen «Index librorum prohibitorum». In den siebziger Jahren galt «Der Van-de-Velde» als populärste Aufklärungsfibel überhaupt, als eine Art Brockhaus des Sex, der in gewissen Kreisen als Geheimtipp kursierte und in manchen Bibliotheken mit dem Stempel «Nach Rückgabe Seitenkontrolle!» versehen war. Inzwischen drucken zwar alle möglichen Verlage «Die vollkommene Ehe» regelmässig nach, aber gleichzeitig schwindet die elektrisierende Wirkung des Buchs seit Beginn der sexuellen Revolution. Mit dem Ergebnis, dass es heute, im Zeitalter von Patchwork-Familien, Dating-Plattformen, Fremdgeh-Websites, Sex- und Flirt-Apps, fast so anachronistisch und vergessen wirkt wie der Autor.

Denn was ihn betrifft, weiss man nur, dass er im gleichen Jahr 1873 geboren wird wie die Erfinderin des Kaffeefilters, Melitta Bentz, und der Regisseur des ersten Horrorfilms, Robert Wiene. Van de Velde studiert Medizin, leitet eine gynäkologische Klinik in Haarlem, verliebt sich in eine verheiratete Patientin; nach ihrer beider Scheidung übersiedeln sie 1918 gemeinsam in die Schweiz, und hier, im Tessin, beginnt der 53-Jährige eine «Trilogie des ehelichen Glücks» zu schreiben. Auf Band eins – «Die vollkommene Ehe» – folgt 1928 «Die Abneigung in der Ehe» und 1929 «Die Fruchtbarkeit in der Ehe und ihre wunschgemässe Beeinflussung».

Wieso verfasst dieser Gynäkologe plötzlich diese Bücher? Keiner weiss es. Mag sein, dass das Thema Sex und Aufklärung in der





Detailfroher Sex-Ratgeber für Ehemänner: Gynäkologe van de Velde.

Luft liegt. Immerhin bringt Sigmund Freud 1905 seine «Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie» heraus und Felix Salten 1906 die Memoiren seiner «Josefine Mutzenbacher»; 1908 gründet Magnus Hirschfeld die *Zeitschrift für Sexualwissenschaft*, 1918 das Sexualwissenschaft-

«Der Van-de-Velde» als populärste Aufklärungsfibel überhaupt, galt als eine Art Brockhaus des Sex.

liche Institut, und 1919 ist er Mitautor des ersten Aufklärungsspielfilms und Kinoskandals über Homosexualität, «Anders als die Andern»; 1927 entwirft Wilhelm Reich seine Libido- und Orgasmustheorie, und ab 1928 tobt der Zensurkampf um D. H. Lawrences «Lady Chatterley».

Päpstlicher Kreuzzug

Merkwürdigerweise scheinen für die römische Glaubenskongregation aber alle diese Texte harmlos im Vergleich zu van de Veldes «Vollkommener Ehe», die sie am 13. März 1931 indiziert. Warum? Auch hier fehlen Fakten. Denn obwohl die 27 Räume des Inquisitionsarchivs mit ihren fünfzehn Millionen Dokumenten schon seit 1998 für die Forschung geöffnet sind, hat bislang niemand den Fall van de Velde aufgerollt und die Argumentation in den Gutachten verfolgt.

Sicher ist nur, dass Papst Pius XI. drei Monate vor dem Van-de-Velde-Verbot eine Enzyklika publizierte, in der es heisst: «Unter dem Stichwort <die vollkommene Ehe> sind jetzt Gedanken im Umlauf, die aus der <voll-

kommenen Ehe> nichts anderes machen als eine <verkommene Ehe>.» Die Urheber lehrten «mit vielen Worten [...] eher die Kunst, schlau zu sündigen, als rein zu leben».

Dieser päpstliche Kreuzzug gegen die Lehre vom Glück in der Ehe durch guten Sex wird vermutlich noch zusätzlich befeuert durch van de Veldes virtuose Nutzung des Kinos für die Verbreitung seiner Mission. Denn schon am 24. April 1929 feiert der erste von vier rasch aufeinanderfolgenden Filmen nach seiner «Trilogie des ehelichen Glücks» im Berliner «Titania-Palast» Premiere. In den *credits* tauchen neben ihm als Drehbuchautor und Arztdarsteller grosse Stars der Stummfilmzeit wie Olga Tschechowa und die aus «Dr. Caligari» berühmte Lil Dagover auf. Prompt stellt die Bayerische Staatsregierung bereits im Dezember den Antrag, den Film zu verbieten.

Doch die Film-Oberprüfstelle lehnt ein «Vollverbot» ab. Zugleich bejaht sie aber die Zensur «einzelner Teile [...] wie der Erwähnung der van Swieten'schen Lehre von der Vorerregung [...], weil die Wiedergabe derart intimer Vorgänge des Geschlechtslebens in einem öffentlichen Lichtspielhaus von weiten Kreisen der Beschauer als schamverletzend empfunden wird».

Dreissig Jahre später spornen derlei Bedenken einen instinktsicheren Filmproduzenten wie Horst Wendlandt, der zuvor schon die Edgar-Wallace- und Winnetou-Serien produzierte, eher an. Zweimal versucht er noch, ein Van-de-Velde-Revival in den Kinos zu organisieren. Pech für ihn, dass zur gleichen Zeit schon die Oswald-Kolle-Welle durch die Betten des breiten Publikums rollte.

Die Sprache

Wenn Möwen miauen

Ein Ah! könnte der erste Laut eines Babys sein oder der letzte Seufzer eines Menschen. Das Leben ist voller Onomatopoesie. Die Lautmalerei, auch Onomatopöie genannt (aus dem griechischen *onomatopoeia*, was man mit «Namenschöpfung» übersetzen könnte), lässt Wörter erklingen und bringt etwas Farbe in die Sprache. «Summ, summ, summ, Bienchen summ herum»: Kinder lieben Lautmalerei. Die Kuh macht muh, das Schaf mäh, die Katze miau, der Hund wau, der Hahn kikeriki. Bevor's in die Heia geht, erschnorren sie sich vielleicht noch ein Bonbon (französische Kindersprache: zweimal «bon»).

Der Kuckuck macht kuckuck, deshalb heisst er so, aber er kann auch fiseln und kichern, wie dem «Handwörterbuch der Vogellaute» von Peter Krauss zu entnehmen ist, in dem eine Vielzahl Schallwörter aufgeführt sind. Die Möwe jauchzt und miaut unter anderem. Tauben turteln und ächzen, während die Amseln zu orgeln verstehen. Und die Nachtigall wirbelt, schlägt und schluchzt.

Das Deutsche kennt viele lautmalende Verben: brausen, fauchen, girren, glucksen, hecheln, hicksen, jodeln, klimpern, knistern, lispeln, rauschen, schlürfen, schmatzen, schnarchen, seufzen, sirren, surren, wimmern. In der Sprache der Comics wimmelt es von lautmalerischen Interjektionen. Heiliger Bimbam, die Sprechblasen werden gefüllt mit ätsch und aua, bäh, blubb, huch, klingeling, klirr und papperlapapp. Peng, pfui und krawumm, so tönt es uns entgegen.

Nanu, war das schon alles? Nein, es folgen zack! noch – trara! – schwuppdwupp und trallala. Und da wären noch die Inflektive (so etwas wie Stummelverben) flüster, gähnen, grinsen, grübeln und studieren, grummeln, keuchen, mampfen, seufzen und staunen. Wilhelm Busch kann man als Wegbereiter dieser Lautmalereien ansehen. Aus «Max und Moritz»: «Und geschwinde – stopf, stopf, stopf – Pulver in den Pfeifenkopf.»

Clemens Brentano (1778–1842) ist mit «Wiegenlied» ein schönes lautmalerisches Gedicht gelungen. Die Schlusszeilen: «Singt ein Lied so süss gelinde, / wie die Quellen auf den Kiesel, / wie die Bienen um die Linde / summen, murmeln, flüstern, rieseln.»

Max Wey



Musik manifestiert sich in der Leinwand: «Die Walküre» in Bayreuth.

Klassik

Hochspannung in Bayreuth

«Die Walküre» bei den Wagner-Festspielen war als Verlegenheitslösung geplant. Die Aufführung wurde zur Zäsur.

Thomas Wördehoff

Richard Wagner: Die Walküre.
 Dirigent: Pietari Inkinen. Aktionskünstler:
 Hermann Nitsch. Nächste Aufführung:
 19. August. Festspielhaus, Bayreuther Festspiele.

Pünktlich öffnen sich die Schleusen. In nur zehn Minuten wäre Einlass, aber zehn Minuten bei Starkregen können eine Ewigkeit sein. Ein Jammer, mitanzusehen, wie die Damen in ihren akribisch plissierten Miyake-Roben panisch unter den roten Segeltuchplanen vor den Eingangstüren Schutz su-

chen müssen. Und auch ihre Begleiter in Smokings mit Bauchbinden verlieren schlagartig ihre smarte Führungsstärke und den lässigen Weitblick angesichts der robusten Sturheit des Personals, das regungslos die Anweisung runterbetet: Einlass erst in zehn Minuten. «Das ist wieder typisch deutsch», brüllt ein Aufsichtsrat bleich vor Wut in Richtung Festspielhaus. Nicht ganz der perfekte Ort, um sich am deutschen Wesen zu stossen.

Es ist Dienstagnachmittag in Bayreuth, und auf dem Festspielhügel ist schwer was los. Zwar hat Angela Merkel ihren alljährlichen Besuch

bereits hinter sich gebracht, und dank Corona darf in dieser Saison auch nur jeder zweite Sitzplatz gebucht werden, doch das Personal geht auf dem Zahnfleisch. Das Eintrittsprozedere ist hochkomplex, die Klientel heikel, vom Wetter ganz zu schweigen.

Es gibt viele Festivals, doch die Bayreuther Festspiele pflegen ihr eigenes Kräftefeld. Hier ähnelt jede Aufführung einer unduldsamen Generalversammlung. Der Applaus erinnert nicht zufällig an das Prozedere um die Entlastung von Vorstand und Aufsichtsrat. Spendet man enthusiastisch Beifall, kann es durchaus

vorkommen, dass die Nachbarin die lautstarke Kundgebung des neben ihr sitzenden Enthusiasten mit stummer Missbilligung tadelt. Dies ist die Stätte der Eingeweihten und Wagnerianer – ein Völkchen, mit dem gemeinhin nicht gut Kirschen essen ist, wenn man mit ihm über den «Meister» und sein Werk aneinandergerät.

Das Œuvre Richard Wagners ist somit ein idealer Boden für handfeste Opernskandale. Immerhin schätzt sich ein nicht geringer Teil der Anwesenden als so sachkundig und stimmungsgewaltig ein, dass am Ende der Vorstellung schon mal richtig schön die Fetzen fliegen können. Verkehrte Welt: Da krakeelen, johlen und pfeifen schon mal Damen und Herren aus den besten Kreisen hochrot vor Ingrim, und es gab Zeiten, da schreckten die aufgebrachten Befrackten nicht einmal vor justiziablen Verbalinjurien zurück. Beim «Jahrhundertring» von Pierre Boulez und Patrice Chéreau kam es 1976 zum Einsatz von Trillerpfeifen und Stinkbomben, sogar Morddrohungen wurden an den damaligen Festspielchef Wolfgang Wagner verschickt. Chéreaus Ansatz, den «Ring» als politische Parabel auf die Brutalität des Kapitalismus zu erzählen, war eine Ungeheuerlichkeit – nicht nur für die zahlreichen Wagner-Vereine.

Kein Blutbad

Natürlich wird auch heute noch getobt, aber die Buhs der Neuzeit gehören inzwischen fast schon zur Etikette. Die Wagner-Fans haben sich ohnehin mit den ästhetischen Gepflogenheiten des zeitgenössischen Theaters abgefunden, und da hat sich eine verbindliche Übereinkunft durchgesetzt: Die wesentlichen Regieteamer in Theater und Oper haben sich gleichsam als künstlerisches Kartell längst auf das jeweilige Heute als Zeitrahmen und Dekor für ihre aktuellen Inszenierungen festgelegt. Immerhin hat sich der Transfer der Handlung ins Jetzt seit gut dreissig Jahren bewährt. Aufregend ist das zwar nicht immer, aber ein kräftiges Buh kann nie verkehrt sein.

Nun also «Die Walküre». Dem Regen entronnen, strömt man ins Festspielhaus, wo es in diesem Jahr nur einen Happen «Ring» geben wird. Das ganze Sechzehn-Stunden-Trumm folgt aus Pandemie-Gründen mit Verspätung erst nächstes Jahr – eigentlich war die Premiere

Die Fabel der drei Akte lässt sich in drei Worten zusammenfassen: Ein Bild entsteht.

der Neuproduktion schon für 2020 vorgesehen. Die Idee, einen halbszenischen, besser gesagt, konzertanten Teaser schon in diesem Jahr als Appetitanreger zu präsentieren, ist nicht nur nachvollziehbar, sondern stellte sich bei näherer Betrachtung sogar als gewinnbringend dar. Überraschenderweise markierte «Die Walkü-

re», bebildert von Hermann Nitsch und dirigiert von Pietari Inkinen, eine Zäsur.

Den österreichischen Aktionskünstler Hermann Nitsch hatten Habitués schon abgeschrieben. Vor einigen Jahrzehnten hatte der inzwischen greise Maler mit seinem «Orgien-Mysterien-Theater» und Schüttaktionen, Blutopfern und Kreuzigungsspektakeln eine späte Mischung aus Wiener Aktionismus und Happening-Art kreiert, die auch gelegentlich im Musiktheater reüssierte (und für kräftige Kontroversen sorgte). Mit der Erwartung «alter Hut» sah man also einem Blutbad entgegen, untermalt von Wagnermusik – und sah sich aufs Anregendste getäuscht. Denn Nitsch belies zwar das Gesangsensemble in einer statisch-konzertanten Situation, scherte sich also keinen Deut um die Sänger; dennoch erzählte



er eine Geschichte: die Geschichte vom Entstehen dreier Bilder.

Drei weisse Leinwände, die den Bühnenraum flankieren, ein weisser Bühnenboden, rechts und links je zwanzig Eimer mit unterschiedlichen Farben gefüllt – das ist der Anblick, der sich zunächst beim Betreten des Zuschauerraums bietet. Acht Menschen in weisser Arbeitsgarderobe nehmen in einer Reihe, aber zwanglos Aufstellung, davor das Sängersensemble Sigmund (Klaus Florian Vogt), Sieglinde (Lise Davidsen) und Hunding (Dmitry Belosselskiy) in schwarzen Gewändern, quasi ohne Identität. Und dieser gesichts- und identitätslose Zustand sollte auch für die weiter noch auftretenden Figuren gelten. Bis zum Ende des Abends nur Stimmen und Orchesterwogen. Die acht Herrschaften im Hintergrund

sorgten noch im Vorspiel für den Fortgang der Geschichte. Es ist eine Geschichte, die rein gar nichts mit Richard Wagners Libretto zu tun hat. Die Fabel der drei Akte lässt sich in drei Worten zusammenfassen: Ein Bild entsteht. Denn das Oktett der emsigen Malassistenten begibt sich für die folgenden Stunden an die Töpfe und schüttet pro Akt immerhin zwischen 750 und 1000 Liter Flüssigfarbe über die Leinwände und auf den Boden. Eintönig oder gar lieblos ist das ganz und gar nicht, denn die Damen und Herren des Teams gehen mit Skrupel, Gefühl und Kenntnis an die Arbeit. Durch Monitore von der Seitenbühne gesteuert, schafft die Mannschaft Kunst der besonderen Art: Mit äusserster Konzentration werden zunächst die Farben gemischt, die dann mit grosser Delikatesse von oben über die Leinwände geschüttet werden, zunächst Gelb, Orange, Ocker, erst in schmalen Rinnsalen, dann, mit zunehmender Dramatik, in breiteren Streifen.

Nichts als Gegenwart

Hermann Nitsch folgt in seiner «Erzählung» einer eigenen Farbdramaturgie, er vollzieht Wagners instrumentale und dramatische Stimmungswechsel atmosphärisch einleuchtend nach. Dabei entstehen verblüffende Farbwechsel, die man oft erst im Nachhinein wahrnimmt. Tatsächlich gerät man ja in eine Art Trancezustand, denn die fließenden Farben verschwimmen mit den musikalischen Bögen in einer Bewegung, die alsbald jegliche Statik verliert – wenn man die Sängerrinnen (stark: Lise Davidsen, Iréne Theorin als Brünnhilde und Christa Mayer als Fricka) und Sänger aus dem Blickfeld verliert. Hier wird keine Handlung in die Gegenwart «verlegt» – hier gibt es nichts als Gegenwart. Am Ende jedes Akts hat sich die Musik in jeder Leinwand (auch der Bühnenboden wird beschüttet) manifestiert, oder, wie Nitsch es formuliert: «Klänge werden zu Farben.» Klingt pathetisch, ist aber korrekt.

Vor allem ist man nach dieser Interpretation erst mal erleichtert, weil erlöst vom Mummenschanz jeglicher Übersetzungsarbeit. Hier geht es nicht um Bedeutungshuberei, hier kann man lediglich der Vermessung von Zeit durch Kunst und Musik beiwohnen – und dem, was jeder und jede Einzelne im Zuschauerraum während dieser vier Stunden Musik für sich allein empfindet. «Freiheit des Hörens und Sehens», könnte über dieser Aufführung stehen. Und der junge finnische Dirigent Pietari Inkinen eroberte sich seine Position in dem für ihn neuen, schwierigen Raum zwischen kammermusikalischer Finesse, dramatischer Intensität und hypnotischem Schwelgen – genau richtig für diese Kunstinstallation. Und das perfekte Momentum vor der Neuproduktion (Pietari Inkinen, Valentin Schwarz) des «Rings» 2022. Buhs hin – Bravos her: ein hochspannender Abend.

Fotografie

Zeugnisse eines Weitgereisten

Angelika Maass

Alberto Venzago: Taking Pictures – Making Pictures. Museum für Gestaltung Zürich. Bis 2. Januar

Da bleibt ziemlich viel hängen. Wenn man sich nur lange genug mit dem, was zu sehen ist, beschäftigt, wenn man vielleicht selbst die eine oder andere einschlägige Erfahrung gemacht hat, nimmt man viel mit nach Hause. Auch Wut. Empörung. Dass wir Menschen so sind, so sein können: verblendet, abhängig, ungerecht, auf der Suche, ohne zu finden. Auch Alberto Venzago ist ein Mensch auf der Suche, der heute kaum anders unterwegs ist als in jungen Jahren; vielleicht weniger ungestüm, aber noch immer als derselbe neugierige, leidenschaftliche Geschichtenerzähler. Als einer, der findet und das Gefundene mit anderen in Form von Bildern teilt.

Alberto Venzago, 1950 in Zürich geboren, wo er auch seine Kindheit verbrachte, aufgewachsen in einem intellektuellen Milieu (der Dirigent Mario Venzago ist sein Bruder), hat sich das fotografische Handwerk selbst beigebracht und gehört seit Jahrzehnten zu den bekannten Fotogrößen der Schweiz. Über Jahre hat er weltweit renommierte Magazine beliefert, als freier Fotograf oder im Auftrag unterwegs. Dem auch als Filmemacher ausgezeichneten Zürcher widmet das Museum für Gestaltung eine grosse Retrospektive.

DDR, Washington, Liverpool

Schon auf den ersten Blick wird klar: Das ist einer, der etwas zu sagen hat, der sich mit grosser Intensität und engagierter Neugier an die Arbeit macht, um das, was er sieht, zu verstehen und es anderen, die nicht dabei waren, verständlich zu machen: beste Reportagefotografie, die auch ohne grosse Erklärungen funktioniert. Diese beispielhaften Bilder aus nahem und fernem, vertrautem und fremdem, verborgenem oder totgeschwiegenem Leben, in denen es immer irgendwie um Schicksal geht, dem von Einzelnen, von Gruppen, ganzen Nationen, machen den grossen Teil von Venzagos umfassender Schau aus. Rund 450 Bilder aus den Abertausenden in seinem Archiv hat er ausgewählt. Der Schwerpunkt liegt auf den fotografischen Arbeiten der achtziger und neunziger Jahre: lauter Zeugnisse eines Weitgereisten, beobachtend, mittendrin.

Gleich im ersten von vierzehn Kapiteln gerät man in den Sog politischer Konflikte und kriegerischer Auseinandersetzungen. Unter dem Titel «Imagine Peace» sind sechzig Aufnahmen zu einem Tableau vereint. Sie zeigen, wie die



Fotografiertes Elend: Kinderprostitution in Manila, Philippinen, 1993.



Penélope und Mónica Cruz, Madrid, 2010.



Voodoo-Kult in Ouidah, Benin, 2002.



Kunstvolle Blicke: Fotograf Venzago.

DDR ihr dreissigjähriges Bestehen feiert, Lech Walesa in Danzig die Kommunion erhält, wie die Systeme ins Wanken geraten; zeigen das rote Telefon in Washington, Zerstörungen in

Liverpool, im Irak, im Libanon oder Todeschwadronen in El Salvador, eine Bürgerwehr und eine Massenbeerdigung in Südafrika. Manches davon ist Geschichte, das meiste wirkt bis

in die Gegenwart. So wie im zweiten Kapitel der Golfkrieg im Iran, den Venzago in dynamischen und erhellend kontrastreichen Bildern thematisiert. Die ursprünglich farbigen Fotos werden hier in Schwarzweiss präsentiert und wirken so noch dramatischer. Für die breitangelegte, in wochenlanger Arbeit entstandene Fotoreportage wird Venzago 1985 in New York ausgezeichnet, seine Karriere nimmt ihren Lauf.

Opulente Schau

Sich Zeit nehmen gehört zu Venzagos Markenzeichen. Wenn es im Iran Monate waren, so waren es für die Yakuza, eine Art japanische Mafia, fünf Jahre, bis er so «unsichtbar» wurde, dass er überall dabei sein und eine Vielzahl eindrucksvoller Aufnahmen machen konnte; saubere Machenschaften, manchmal wortwörtlich hautnah. Oder sein Sich-Einlassen aufs Dunkle, Magische: Voodoo in Benin, und Venzagos erster Film, dem zwölf Jahre persön-

Man spürt, dass da einer unterwegs ist, der die Menschen liebt als einer von ihnen.

licher Erfahrungen vorausgingen. Danach entstanden auch Fotografien – packend, bis ins Innerste vorstossende Nähe, beunruhigend schön. Immer wieder betont Venzago, dieser «spirituelle Atheist», wie sehr er sich vom Dunklen angezogen fühlt. «Im Dunklen», meint er, «offenbart sich die Seele des Menschen besser.»

Auch die böse Seite des Menschen? Die zeigt sich auf verstörende Weise im Kapitel «Kinderprostitution in Manila». Venzago, der an die Wirkung von Bildern glaubt, ist dem traurigen Thema während dreier Jahre nachgegangen. Das fotografierte Elend blieb nicht ohne Folgen; die deutsche Rechtsprechung kann nun auch auf die Nutzniesser dieses Elends angewandt werden, wenn sie von ihren Sexferien nach Deutschland zurückkehren.

Überhaupt: *concerned photography*. Venzago ist Kameramann von «Invisible Crimes» (2007), der den Opfern des Bürgerkriegs im Kongo Gesicht und Stimme verleiht; ebenso wenig später von «Jagdzeit», der den Walfang in der Antarktis dokumentiert. Gegen Ende der opulenten Schau – das Kapitel «One» mit einer Miniauswahl aus Venzagos Edelerotik-Fantasieprojekt mit seiner Partnerin Julia Fokina lassen wir links liegen – und nach kunstvollen Blicken auf die Natur erwartet einen ein buntes Kaleidoskop von Kultur- und Szenestars, von Schweizer Lebensrealität in vielen Lagen: Man spürt, dass da einer unterwegs ist, der nichts ausgelassen hat und vieles und Verschiedenstes kann. Man spürt aber auch, dass da einer unterwegs ist, der die Menschen liebt als einer von ihnen.

Kino Gib Gas, ich will Spass Wolfram Knorr

Fast & Furious 9 (USA, 2021)

Regie: Justin Lin. Mit Vin Diesel, Charlize Theron, Michelle Rodriguez, Helen Mirren

Es ist zum Verzweifeln. Gerade hat man sich aufs Land zurückgezogen, das Herumkarriolen beendet, da stehen die Freunde wieder auf der Matte... Also wieder Gang einlegen, Gas geben, und schon steigen einem die Abgase belebend in die Nase. Na ja, ein blumenzupfender Wiesenträumer war Dom, mit echtem Namen Vin Diesel(!), nie. Dieser Glatzkopf, dessen Kahlheit von jener Art ist, die eine protzige Männlichkeit kennzeichnet – als wäre so viel Testosteron durch die Haut gedrungen, dass es ihm die Haare glatt vom Schädel gesprengt hat –, überragt natürlich all die Muskelheinis und Ex-Wrestler, die es nach Hollywood spült wie das hängengebliebene Treibholz einer Überschwemmungskatastrophe.

Vin Diesel ist ein echtes Mannsbild, das mit der sagenhaft erfolgreichen «Fast & Furious»-Filmreihe das Zentrum seiner Schwerkraft gefunden hat: den Verbrennungsmotor und alles, was sich mit ihm anstellen lässt. Im neunten Film muss er noch mal so richtig zeigen, was die Spritschleuder jedem E-Boliden voraushat: Schaltknüppelhantiererei, Gas- und Bremspedalmalträtierei, Getriebeheulerei, Abgasblaserei – was für ein herrlicher Klang- und Geruchsbarock!

Ohne Rücksicht auf Verluste

Dom ist beglückt darüber, von den Freunden heimgeholt zu werden, der Rückzug war reine Koketterie. Wie es in einem Text von Extrabreit hiess: «Will nicht spar'n, will nicht vernünftig sein. Tank nur das gute Super rein. Ich mach' Spass! Ich geb' Gas!», will auch Dom wieder seinen Spass. Dass es dabei um seinen (missratenen) Bruder geht, die Super-Hacker-Verbrecherin Cypher (Charlize Theron), die in einem Glaskasten hockt wie Hannibal Lecter, damit sie nicht mit ihren Digitalkünsten die Weltherrschaft an sich reisst, und auch noch um eine Superwaffe, ist völlig wurscht. «Ich will fahr'n, ich will fahr'n» (Extrabreit). Und so geht's ausschliesslich um einen Dodge Charger SRT Hellcat (schon der

Name!), Toyota Supra, Jeep Gladiator, Chevrolet Nova SS, Ford Mustang Shelby GT350, deren Piloten und die Pisten, als da wären: Pampa, Dschungel, Schluchten, Städte.

Die Motoren brüllen, die Reifen drehen durch und geben Gummi, parkende Wagen werden wegrasiert, über Schluchten wird geflogen, oder man schwingt sich per Brückenseil auf die andere Seite der Schlucht – Schwerkraft ade. Seit die Bilder laufen können, drehen sie vergnügt den physikalischen Gesetzen eine Nase. Und Vin Diesel wollte nach acht rauschenden «Fast & Furious»-Festen noch ein letztes Mal ein Spritfass für die herrliche Verbrennungsmotorkultur aufmachen, ehe es vorbei ist und das sterbenslangweilige, geräuscharme E-Auto mit den dürftigen Innereien alles verdrängen wird!

Es ist eine Binsenwahrheit, dass die Zukunft unsere lieb gewordenen technischen Errungen-

schaften mit sich fortreisst auf dem Weg zu Neuem und wir dem Alten nachweinen. Etwa dem Telefon. Was waren das noch für Zeiten, als in Alfred Hitchcocks «Dial M for Murder» (1954) Ray Milland, der seine Frau Grace Kelly umbringen lassen will, sich aus Alibi-Gründen in einem Pub sehen lässt, unverhofft am Telefon verlangt wird, panisch die Zelle betritt, den Hörer ans



Herrliche Verbrennungsmotor-Kultur: Vin Diesel, Michelle Rodriguez.

Ohr drückt – und die Stimme seiner Frau hört... William Castle (1914–1977), Produzent und Regisseur, war ein Meister derartiger Bizarrerien. Sein Gag waren *fright breaks* (Schreckenspausen): Eine plötzlich eingeblendete Stoppuhr lief 45 Sekunden, um jenen die Möglichkeit zu geben, das Kino zu verlassen, die das Folgende nicht verkraften würden. Das war natürlich ein reiner PR-Gag, um die Neugier zu steigern. In «I Saw What You Did» macht der Mörder, schon im dunklen Haus versteckt, aus der Telefonschnur genüsslich einen Strick – und der *fright break* folgt. Mit dem Handy hat sich das erledigt, zumindest das mit der Schnur. Dafür hat das Kino ganz neue Möglichkeiten mit dem Mobiltelefon entwickelt. Und so wird sich das Kino auch mit dem E-Auto etwas einfallen lassen.

Vin Diesels Herz schlägt (noch) für den Verbrenner, und Helen Mirren, die Grand Dame Britanniens, beteiligt sich genüsslich am *demolition derby*. Höhepunkt ist ein riesiger 26-Tönnner, der kreischend wie eine Kreissäge Purzelbäume schlägt, ohne Rücksicht auf Verluste. Da erblassen James Bond und Tom Cruise («Mission Impossible») und müssen sich schon etwas einfallen lassen, um das zu toppen. Mit einem E-Auto? Wäre ein Quantensprung.

Klassik

150 Frauen gegen einen Wüstling

Christian Berzins

Salzburger Festspiele. Bis 31. August

Baulöwe Richard Lugner macht Scherze mit seinem «Bienchen», zwei Staatspräsidenten winken in die Menge, die Buhlschaft trägt für den Gang über den roten Teppich Transparent-Look von Christian Dior, und der Autosponsor führt seine Boliden gleich im Vierdutzendpack vor: Die sogenannte Auffahrt vor dem Grossen Festspielhaus anlässlich der «Don Giovanni»-Premiere ist kolossal wie eh und je und versucht, sich Corona nicht anmerken zu lassen.

Drinnen im Festspielhaus wird jeder der 2179 Plätze verkauft: Arm an Arm, Atem in Atem sitzt man da, ausser er stockt gerade, weil auf der Bühne etwas Irres abgeht. Zeitgemäss gilt auch hier «3 G» – genesen, getestet, geimpft – plus FFP2-Maske. Der Wille Salzburgs, Fest zu spielen, ist enorm. Und man will zeigen: Wir sind die Besten. Bisweilen passiert das sehr beiläufig.

Wie würden andere Festivals an die grosse Glocke hängen, dass 2021 der Sommer der Frauen ist? Gott, der Tod, der Teufel in Hofmannsthals «Jedermann» werden von einer Frau gespielt, Richard III. ebenso, Elektra triumphiert und im «Don Giovanni» lässt Regisseur Romeo Castellucci 150 Frauen und Mädchen aus Salzburg zur treibenden Kraft bei der Vernichtung des Wüstlings werden.

Lina Beckmann (Richard III.) spielt durchtrieben kolossal mit der Rolle und mit den Zuschauern. Karin Henkels Regie ist Beckmann auf den Leib geschneidert – und die Schauspielerin spuckt dafür Blut. Henkel schafft nicht nur das Kunststück, «Henry IV.» und «Richard III.» in vier furiosen Stunden zu verbinden, sondern auch, Shakespeares neugedachten Text brachial

Es knallen nicht nur Flügel und Limousinen, es kracht auch im Orchestergraben.

böse, grauslich blutig und donnernd wortstark über die Bühne zu bringen. Weil oder obwohl sich hier die edelsten Worte und sabbernde *fucking* Gossensprache vermählen, stampft das Publikum zum Schluss.

Draussen in Hallein wird diese Theater-schlacht gegeben, der «Jedermann» eigentlich auf dem Domplatz, was im Gewittersommer 2021 ein Ding der Unmöglichkeit ist. Und so hallen denn die «Jedermann»-Rufe höchstens mal von einem Betrunknen durch die Stadt,



Arm an Arm, Atem in Atem: Hofmannsthals «Jedermann» an den Salzburger Festspielen.

derweil sich das «Jedermann»-Geschehen im Festspielhaus drinnen seltsam fern abspielt. Den meisten Zuschauern ist das egal, ist doch «Jedermann» mittlerweile zu einem Volksgaudi und zur Cashcow der Festspiele geworden. Titelheld Lars Eidinger wird ebenso bejubelt wie Verena Altenberger, die eine heftige Polemik entfachte, da sie fast kahlgeschoren zu den Proben erschien.

Wundersam zaubernd

Tiefer gehen die Diskussionen um den russisch-griechischen Dirigenten Teodor Currentzis. Mit seinem eigenen Spitzenensemble Musica Aeterna ist Currentzis aus Petersburg angereist, um «Don Giovanni» in ein neues Licht zu rücken. Das gelingt vor allem in der Champagner-Arie, zu der im Stroboskoplicht für zwei Minuten das Orchester aus dem Graben hochgefahren wird.

Ist Currentzis ein Libertin wie Don Giovanni, der sich nicht um Konventionen schert? Das Ich triumphiert hier wie da felsengross, die Welt ist diesen zwei Helden Staffage. Es knallen nicht nur auf die Bühne Castelluccis Flügel und Limousinen, es kracht auch im Orchestergraben, die Tempozuspitzungen sind extrem – aber eben auch die Verlangsamungen, ja das Zerdehnen.

Statt über Currentzis zu streiten, könnte man sich im Kaffeehaus «Café Bazar» ganz einfach Hymnen über Franz Welser-Möst erzählen. Der ehemalige Generalmusikdirektor des Opernhauses Zürich dirigiert die Wiener Philharmoniker in Richard Strauss' «Elektra» so un-gemein klug, dass man ob der zurückgehaltenen

Orchesterkräfte, der hinausgezögerten Entladungen wahnsinnig werden könnte.

Wie still klingend und wundersam zaubernd die Festspiele auch sind, erfährt der Salzburgpilger, wenn er in der Stiftskirche St. Peter einkehrt und dort Mozarts c-Moll-Messe hört – eine Tradition, die schon 94 Festspieljahre alt ist. Raphaël Pichon dirigiert sein Ensemble Pygmalion, die Mozartgemeinde verbeugt sich tief. Draussen im Hof plätschert der Brunnen wie zu Zeiten der Uraufführung 1783.

Christian Berzins ist Musikkritiker bei CH Media.

Pop

Trump und die Ausserirdischen

Anton Beck

Angels & Airwaves: Losing My Mind.
Interscope Records

Auch Amerikaner verlieren manchmal den Verstand, wenn sie auf ihr Land blicken. Der Kalifornier Tom DeLonge bringt das mit seiner Band Angels & Airwaves auf den Punkt: Im neuen Song «Losing My Mind» irrt er mit einer Perücke durch die Nacht, begegnet Menschen, die ihn für verrückt halten, während im Gegenzug er sie und sein Land für verrückt hält. «This world is on fire and I am ice.» Es geht um nicht weniger als um das Bestehen als Individuum in einer Zeit, die alles aus der Bahn wirft.

Musikalisch klingt das robust: ein heftiger Bass, der den Ton angibt, und melodische Gesänge im Chorus, so wie die Fans von DeLonge es gewohnt sind. Bekannt wurde er Anfang der 2000er Jahre als Gitarrist und Sänger der Pop-Punk-Band Blink 182, einer Kultband, der es gelang, den ernstesten Punk der achtziger Jahre mit einem gewissen pubertären Unernst zu

Womöglich kommen dann die Aliens, um ihn zu erlösen, während das Kapitol zerstört wird.

verbinden. Das Ergebnis waren Songs, die es zur Filmmusik der Sex-Komödie «American Pie» schafften oder vom ewigen Jungbleiben («What's My Age Again?») schwärmten. Aber auch das Blink-182-Trio wurde älter, und DeLonge nahm sich vor, mit seiner neuen Band Angels & Airwaves – kurz AVA – die grossen Menschheitsthemen mit viel Optimismus und Stadionrock zu vereinen.

Zerbrechlicher Punkrock-Star

Mit Alben wie «Love Part I» und «Love Part II» gelang das auch, vor gut fünf Jahren schlug Tom DeLonge aber nochmals einen ganz anderen Weg ein: Mit seinem Multimedia-Projekt «To the Stars» nahm er sich vor, ausserirdisches Leben auf der Erde nachzuweisen und darüber zu berichten. Gleich mehrere Bücher veröffentlichte er mit diversen Co-Autoren. Bekannt wurde vor allem seine «Sekret Machines»-Trilogie, die Ufologie und Religionswissenschaften zu seltsamen Thesen vereint – etwas, das so waghalsig wirkt, dass es nur ein Amerikaner schreiben kann. Seitdem wurde es ruhiger um DeLonge, umso spannender war die Frage, wie er all das, was ihn die letzten Jahre umtrieb, musikalisch umsetzen würde.

Das Ergebnis ist klar und direkt. Tom DeLonge singt jetzt Sätze wie: «What is this



Tapfer bis zum Ende: Tom DeLonge.

bullshit? I said we're not alone and the government knows it.» Oder: «There's idiots abound and they're all fucking racist.» DeLonge, der schon in früheren Wahlen die demokratischen Kandidaten unterstützte, hält nicht sonderlich viel von Ex-Präsident Donald Trump. Hier Trump, dort Ausserirdische, und zwischendurch tanzt ein Star der Social-Media-Plattform Tiktok mit mehrfarbigem Haar durch die Szene.

Doch es ist keine zweite Pubertät, die AVA präsentiert, denn andere bereits veröffentlichte Singles des Albums «Lifeforms», das im September erscheinen wird, zeigen eine erwachsenere Seite. Songs wie «Euphoria» oder «Restless Souls» zeigen mit ihren rauen, düsteren Vibes, was Angels & Airwaves so interessant macht: ein zerbrechlich gewordener, alternder Punkrock-Star, der sein Land untergehen sieht und sich selbst gleich mit, der aber tapfer bis zum Ende Widerstand leistet.

Asche und Phönix

Womöglich kommen dann irgendwann die Aliens, um ihn zu erlösen, beamen ihn weg, während das Kapitol zerstört wird. «Burn the house, in a dream I had.» So viel Endzeitstimmung verleiht schon fast wieder neue Kräfte. Etwa in der Liebe. Erstmals seit Tom DeLonge sich 2019 von seiner Frau trennte, sind auch wieder Liebessongs von ihm zu hören. Wieder alles auf Anfang: «It's a bit so scary, it's a bit of pain, it's a little like wolves at night with a bit of fear and an angry lover. Es liegt eben beides im Untergang, die Asche und der Phönix.

Jazz

Tierisch stark

Steff Rohrbach

Silke Eberhard Trio:

Being the Up and Down. Intakt CD 365

«Die spielt nicht schlecht Trompete, sie ist bloss etwas schwach auf der Brust» – so der Kommentar eines renommierten, nicht eben als Frauenfreund bekannten Saxofonisten über eine Kollegin. Macho-Gehabe. Auch wenn es immer einzelne Frauen im Jazz gab, Pianistinnen wie Lil Hardin Armstrong – «Satchmo» lernte sie schon in King Olivers Band kennen –, die begnadete Mary Lou Williams oder all die grossen Sängerinnen: Die Szene ist männlich dominiert. Wer, ausser Jazz-Archäologen oder explizit nach Musikerinnen in der Jazzgeschichte Suchende, kennt schon Namen wie die der Trompeterinnen Jane Sager oder Valaida Snow («Little Louis»), der Posaunistin und Komponistin Melba Liston oder der Tenorsaxofonistin Betty Sattley? Um berühmt zu werden, hatten sie das falsche Geschlecht.

1944 schrieb das zehn Jahre zuvor gegründete New Yorker Fachmagazin *Down Beat*, guter Jazz sei eine harte, maskuline Musik, Frauen würden nur Geigen mögen. Blasinstrumente, Bass oder Schlagzeug spielende Ladys sind im Jazz noch heute eher selten – und das hängt auch damit zusammen, dass weibliche Idole lange kaum sichtbar waren.

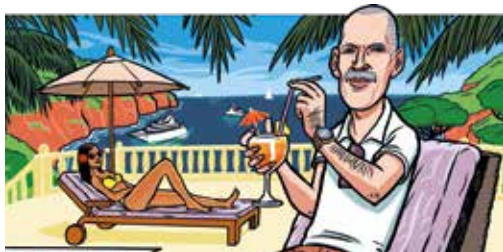
Das hat sich geändert: Mit den Amerikanerinnen Terri Lyne Carrington (Drums), Esperanza Spalding (Bass), Mary Halvorson (Gitarre), der kanadischen Trompeterin Ingrid Jensen oder der deutschen Saxofonistin Ingrid Laubrock zum Beispiel gibt es inzwischen Vorbilder, die dem Weiblichen im Jazz Aufwind geben und die Szene, so ist zu hoffen, allmählich ausgeglichener gestalten.

Ein wunderbares Exempel gibt die 1972 in Heidenheim geborene Altsaxofonistin und Klarinetistin Silke Eberhard ab, die das ganze Œuvre von Eric Dolphy eingespielt und sich auch intensiv mit Charles Mingus und Ornette Coleman beschäftigt hat. 2020 gewann sie den Berliner Jazzpreis und nahm mit ihrem 2006 gegründeten Trio – Jan Roder am Bass, Kay Lübke an den Drums – ihr nun veröffentlichtes viertes Album im Studio und live im Berliner Jazzklub «A-Trane» auf. Der Ton aus ihrem Altsaxofon ist so voll und rund, warm und bestechend sicher, dass mancher Kollege neidisch werden müsste. Ihre neun teils rhythmisch vertrackten Nummern klingen intensiv, einige explosiv, ja ekstatisch; es gibt wunderbar melodiose, bluesige und lyrische Passagen, derweil Titel wie «Zeitlupenbossa» oder «Damenschrank» viel Witz erkennen lassen. Lustvoll, handfest und tierisch stark.



„Du hast eine Trommel erfunden?
Toll, aber was fehlt mich das an?“

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine nackte Jahreszeit

Mark van Huissing

«Vergangene Woche war er wieder da – dieser Augenblick, den man bloss einmal im Jahr erleben darf. Und wer nicht sehenden Auges durch die Strassen seiner Stadt ging, verpasste ihn. Was dem Wesen alles Vergänglichem entspricht und dieses erst süss macht natürlich.»

Popkultur-Quiz: Von wem sind diese Zeilen? Von Ihrem Kolumnisten, richtige Antwort (auf eine Suggestivfrage, zugegebenermassen). Er beschrieb damit einmal, was passiert, wenn's zum ersten Mal im Jahr richtig warm wird, tagsüber fast heisse Temperaturen gemessen werden, abends immerhin noch laue. Was in diesem Sommer erst spät der Fall war. Und den Augenblick, in dem Frauen sich in der Auswahl ihrer Kleidungsstücke vertun – «je kürzer der Vorlauf des warmen Wetters, desto ausgeprägter das Vorkommnis».

Mit anderen Worten: In, sagen wir, 99 von 100 Fällen greifen Bewohnerinnen von Zürich, Basel, Bern et cetera im Zweifelsfall zum zu schweren und zu dicken Kleid respektive noch lieber zur zu weiten Hose. Doch am ersten heissen Tag und warmen Abend gilt das nicht. Dieser zauberhafte Moment der Zeit sorgt dafür, dass nichts mehr ist wie sonst immer. «Für einmal soll der Rock nicht die Knie bedecken und das Top der Leggings-Trägerin nicht das Hinterteil. O nein – stattdessen werden Regeln gebrochen, Fehler gemacht.»

Das war damals, doch heuer ist's anders: Der von mir beschriebene Augenblick überdauert die Zeit, in der ein Auge ohne Befeuchtung auskommt, der zauberhafte Moment der Zeit zieht sich in unbestimmte Längen. Als MvH diesen Beitrag abschloss, bevölkerten Frauen (sowie zunehmend Männer und/oder non-

binary-Menschen respektive solche des dritten Geschlechts) in *short Shorts*, Mini-Minis oder Spaghettiträger-/Bikini-Oberteilen noch immer Strassen und Plätze. Obwohl längst der Rückgriff auf formlose Hosen sowie unförmige Tops hätte stattfinden müssen. Jedenfalls fussend auf meiner – wissenschaftlich nicht stichhaltigen – Theorie, nach der das Brechen von Mode- und Stilregeln vermutlich mit Glückshormonen zu tun habe, die ausgeschüttet würden, sobald der Organismus erstmals im Jahr von Sonnenlicht und Wärme verwöhnt und verwirrt wird. Das ist aber nicht passiert.

Zudem ist das Ereignis, logisch, kein lokales oder schweizerisches. Sondern ein länderübergreifendes. Ein *New York Times*-Kritiker etwa hat bereits einen Begriff dafür gefunden, er schreibt von der *bare season*, der nackten Jahreszeit. Seine (möglicherweise ebenfalls volkpsychologische) Erklärung geht so: Nach zirka sechzehn Monaten durch die Pandemie bedingten Winterschlafs nehmen sich nun viele Leute bestürzend grosse Freiheiten bei der Einschätzung, was als «Strassenbekleidung» noch tragbar sei.

Schon klar, wir Europäer (Schweizerinnen und Schweizer inklusive, Verzeihung) sind, gemessen an der Mehrheit der Amerikaner, ziemlich liberal in gesellschaftlichen Angelegenheiten, zu denen auch die Kleiderwahl im öffentlichen Raum zählt (wenn auch die Einschätzung als *sex freaks*, wie *Europeans* in Amerika manchmal gesehen werden, mir zwar ge-

Zurück zum Fleisch beziehungsweise den short Shorts, Mini-Minis oder Spaghettiträger-/Bikini-Tops.

fällt, aber dennoch etwas übertrieben scheint). Doch zurück zum Fleisch beziehungsweise den *short Shorts*, Mini-Minis oder Spaghettiträger-/Bikini-Tops. Kann man was dagegen haben als mittelalter Mann, wenn sich einem junge Menschen jeden Alters, darunter Frauen, die nach 1980 geboren wurden, in solchen zu jeder Tages- und erst recht Nachtzeit gratis präsentieren? Natürlich nicht, im Grunde.

Aber eben nur im Grunde, vom Entwurf her. Tatsächlich fällt einem ein Überschuss an etwas wenigstens so sehr auf die Nerven wie ein Mangel davon. Weshalb es die Redensart «zu viel

des Guten» gibt. Ich übe damit keine Stilkritik an Menschen, die sich, sagen wir, leicht kleiden, obwohl sie zu schwer für die ausgewählten Stücke sind (man will ja nicht als einer dastehen, der noch nie von der «Body Positivity»-Bewegung, der Abschaffung unrealistischer Schönheitsideale, gehört hat und also Teil des Übels ist, weshalb Leute nicht ins Reine kommen mit sich und ihrem Körper).

Das ist es nicht, stattdessen ist es ganz einfach sowie ganz anders: Reiz und Zauber bekommt es nicht, wenn sie in zu grossen Portionen dargereicht werden.



UNTEN DURCH

Die Frau in mir

Linus Reichlin

Heute müssen wir uns einmal der Statistik zuwenden. Im Jahr 2020 betrug der Anteil von Frauen, die an Schweizer Universitäten ein Masterstudium im Fachbereich exakte Wissenschaften absolvierten, 21,5 Prozent. In den Maschinen- und Elektroingenieurwissenschaften waren es 17,6 Prozent. Den höchsten Frauenanteil findet man in den Fächern Veterinärmedizin (92,5%), Sozialwissenschaften (76,4%) sowie Sprach- und Literaturwissenschaften (74%).

Wenn wir uns das bildlich vorstellen, sitzen also in einer Mathematikvorlesung fünf Reihen Männer und eine Reihe Frauen und in einer Vorlesung über Kälbchen und Schäfchen neun Reihen Frauen und eine Reihe Männer. «Falsch», sagte mein Freund Bruno, «bei deiner Rechnung stimmt die Proportionalität nicht. 21,5 Prozent sind ein Fünftel von hundert. Also sitzen in der Mathematikvorlesung vier Reihen Männer und eine Reihe Frauen und nicht fünf Reihen Männer.» «Eine Reihe mehr oder weniger», sagte ich, «ändert doch nichts

daran, dass Frauen sich offenbar hauptsächlich für Tierkrankheiten und Romane interessieren und Männer für Technik und Naturwissenschaften.» «Genau genommen stimmt deine ganze bildliche Darstellung nicht», sagte Bruno, «denn wenn in einer Vorlesung über Veterinärmedizin 92,5 Prozent Frauen sitzen, bedeutet das noch lange nicht, dass sie in neun Reihen sitzen und die Männer in einer. Eine Reihe ist eine mathematisch nicht definierte Grösse. Wenn die Reihen im Hörsaal 50 Sitzplätze haben, der Hörsaal aber nur insgesamt 200 Plätze hat, dann wären 92,5 Prozent von 200 Plätzen gleich 185 Plätze, geteilt durch 50 gleich 3,7 Reihen. Du musst also zuerst die Platzmenge einer Reihe defi...» Und so weiter. Am Schluss rechnete mir Bruno, der ein typischer Mann ist, vor, was geschehen würde, wenn es sich um variable Sitzreihen handeln würde, bei denen aufgrund der Expansion des Universums pro Sekunde 0,67 Sitzplätze dazukommen, wobei man dann die bremsende Wirkung der Gravitation berücksichtigen müsste.

Das wurde mir zu kompliziert, zu mathematisch, zu unsinnlich. Ehrlich gesagt interessiere ich mich eigentlich auch eher für Tiere, Romane und Medikamente (Pharmazie, Frauenanteil 66,5%). Bin ich am Ende eine Frau? In Spanien ist es jetzt gesetzlich verankert, dass ein Mann, der «Yo soy una mujer!» sagt, von den Behörden als Frau betrachtet werden muss. Das brachte mich auf die Idee, dass bei der Frauenquote eigentlich nicht allein die sekundären Geschlechtsmerkmale ausschlaggebend sein dürften. Doch noch ist das gängige Praxis: Die Leute werden aufgrund ihrer äusseren Erscheinung als Frau oder als Mann abgestempelt, obwohl es doch sehr oft vorkommt, dass ein Mann, der zugunsten einer Frau auf eine Führungsposition verzichten muss, in seinem Herzen weiblicher ist als die Frau, die vielleicht sogar überwiegend männliche Eigenschaften besitzt, bis hin zur Machtgier.

Mir scheint, wir brauchen endlich eine differenziertere, die innere, seelische Geschlechtszugehörigkeit berücksichtigende Definition, wer eine Frau und wer ein Mann ist. Es nach Schwänzchen und Schlitzchen einzuteilen, zeugt von einer völlig veralteten, biblischen Denkweise, die wir überwinden müssen, wenn die Gleichberechtigung auf einer naturwissenschaftlichen Basis stehen soll. «Ich hatte bei dir schon immer den Verdacht», sagte Bruno, «dass

dein Bartwuchs nur Staffage ist. Macht man das Fenster auf, frierst du sofort. Gibt es Probleme, möchtest du darüber reden. Gibt es keine Probleme, möchtest du auch darüber reden. Ich weiss, das sind Klischees. Aber auf dich treffen eindeutig mehr Klischees über Frauen als über Männer zu. Warum trittst du nicht der grünen Partei Spaniens bei, sagst öffentlich den Satz «Yo soy una mujer» und kandidierst dann für den Parteivorsitz?»



FAST VERLIEBT

Wo Untreue anfängt

Claudia Schumacher

«Ey, der ist ausgerastet!», sagt meine Freundin bei einem Drink in unserer Lieblingsbar: «Wegen so einer Whatsapp-Nachricht! Gibt's nicht, oder?» Ich muss lachen, denn das alles ist typisch für sie. Zwei Dinge muss man über sie wissen: Meine Freundin braucht viel Aufmerksamkeit. Und sie ist ein Schlingel.

Folgendes ist passiert: Ein Typ, ihr Pilates-Lehrer, hat ihr eine einigermaßen anzügliche Nachricht geschickt. Da war von «ihrem Po» in «dieser Hose» die Rede, dahinter drei Flammen-Emojis – offenbar ist der Mann kein grosser Poet. Jedenfalls hat meine Freundin die Nachricht ihrem Ehemann gezeigt, und – o Wunder – er hat sich aufgeregt.

Nun macht meine Freundin einen auf ungeschuldig. Aber so ganz aus dem Blauen kam die Nachricht vom Pilates-Lehrer sicher nicht. Sie war letzte Woche einen mit ihm trinken. Nicht allein, ein paar der anderen «Schülerinnen» waren mitgegangen. Und ich habe da so eine Vermutung, dass sie ihrem Lehrer schöne Augen gemacht haben könnte. Nur für die Aufmerksamkeit, versteht sich, nicht aus tieferem Interesse (der Trainer verdient nichts, so einer

interessiert sie nicht wirklich). «Und dann zeigst du die Nachricht deinem Mann – warum zur Hölle?», frage ich amüsiert. «Na ja», sagt sie und nimmt einen Schluck von ihrem Cocktail: «Wegen der Sache mit Dominik.»

«Dominik» ist eine Chiffre für das eine Mal in ihrem Leben, als meine Freundin sexuell untreu war. Zwar in einer vorigen Beziehung, aber sie hatte ihrem Mann davon erzählt. Seitdem ist er offenbar etwas argwöhnisch. «Ich bin krass ehrlich», findet sie: «Ich meine, wenn ich ihm doch zeige, was andere Typen mir schreiben, ist doch klar, dass ich da keine Aktien drin habe.» Das ist aber nur die halbe Wahrheit: Ich glaube, ein Teil von ihr geniesst es, den eigenen Mann eifersüchtig zu machen. Weil er sie nicht mehr so beachtet wie am Anfang.

Womit wir beim Ursprung der Untreue wären. Wo beginnt der Verrat am Lieblingsmenschen? Beim Fremdfliert? Beim Küssen? Beim Ich-muss-dauernd-an-diese-andere-Person-Denken?

Glaubt man dem berühmten US-Paartherapeuten John Gottman, dann beginnt sie sogar noch früher: und zwar beim mangelnden Commitment. Etwa, wenn ein Mann seine Karriere über die Beziehung mit seiner Frau stellt. Wenn er ihr nicht mehr zuhört, ihr keine Aufmerksamkeit mehr schenkt: Dann ist er ihr bereits untreu geworden.

Eine durchaus steile These, finde ich. Und doch ist etwas dran. Eine stabile Ehe fusst doch darauf, dass zwei Menschen das tun, was sie selbst und den anderen stabilisiert, nicht? Meine Freundin braucht eben viel Aufmerksamkeit. Wer sie heiratet, sollte wissen, worauf er sich einlässt. Oder sich nicht wundern, wenn sie mit ihrem Pilates-Lehrer flirtet.



«Jetzt müssen wir nur noch ein Mammut da hoch locken!»

Topos für eine Wiedergeburt

Auf einem Plateau mit herrlicher Meersicht oder unten am Meer, nahe der Kalamitsi-Bucht?



Auf der Suche nach einem Friedhof für einen Olivenbaum.

Ich habe ein paar Schwierigkeiten mit der Beerdigung meines Freundes, des Olivenbaums. Ich scheitere, wie so oft, daran, dass ich zu spät anfangen, mir Gedanken zu machen, und dann mache ich mir zu viele. Einen kleinen Ast von ihm habe ich mitgenommen, in der Hoffnung, dass darin ein Stückchen seiner Seele ruht, aber ich weiss nicht, wo genau ich dieses Stückchen Seele begraben soll.

Ich fahre umher und suche Orte für seine letzte Ruhe und hoffe dabei, dass es ein Topos für eine Wiedergeburt sein könnte. Dann wieder denke ich, dass es womöglich doch keine Rolle spielt, wo einer begraben ist, weil tot ist, und eine unsterbliche Seele findet immer einen Weg. Momente später denke ich, dass ich im Grunde nicht sicher bin, ob es wirklich egal ist, wo man begraben wird.

Wenn der Tag erst anfängt zu leben

Für mich selbst zumindest wäre es eine unangenehme Vorstellung, auf dem städtischen Friedhof meiner Heimatgemeinde in Basel begraben zu sein. Obwohl dort Menschen liegen, die ich geliebt habe und immer noch liebe – mein Grossvater, meine Grossmutter, mein Onkel, ein paar Freunde –, sind mir dort zu viele Menschen auf zu wenig Raum, und keiner kann sagen, ob sie meine Ruhe dann nicht beeinträchtigen würden. Meine Lieblings-Bestattungsform wäre die Küstenbestattung. Einfach meine Asche an einer meiner Lieblingsküsten im Süden des Pelopon-

nes verstreuen, frühmorgens wär' schön, wenn der Tag erst anfängt zu leben, wenn noch eine Stille über der Welt liegt und die Menschen noch nicht angefangen haben mit ihren Geräuschen und ihrem Lärm. Ich mag die Küstenbestattung auch deshalb, weil ich dann wenigstens einmal am Meer gelebt hätte.

Mein Freund lebte einsam, das war auch mein Fehler. Zu lange lebte ich neben ihm her anstatt mit ihm. Erst als das Leben begann, ihn zu verlassen, fing ich an, ihn und sein Dasein wahrzunehmen, ihm von meinem zu erzählen, ihn immer wieder in Richtung Sonne zu verschieben, ihn zu berühren, ihn zu fragen, ob er lieber Mozart oder Mahler hören möchte, mit ihm ein Glas Wein zu trinken und zu teilen. Mein Leben mit ihm war sein Sterben, und vielleicht liegt es an den Schuldgefühlen, dass ich mit seiner Beerdigung nicht klarkomme.

Ich frage mich, ob er sich vielleicht so an das Alleinsein, an das Sein ohne andere Olivenbäume zumindest, gewöhnt hat, dass er auch alleine ruhen möchte. Oder ob er nicht nach einer Existenz in relativer Isolation in einer Gruppe von lebenden Olivenbäumen erfüllter vielleicht tot sein könnte. Ein paar mögliche Orte habe ich gefunden. Da sind ein, zwei auf einem Plateau mit herrlicher Meersicht, inmitten von Bäumen, die so alt sind, dass sie unsterblich scheinen. Ich denke, er könnte dort, wie auch immer, so etwas wie Wurzeln schlagen, spirituell zumindest. Seine Seele würde Einlass finden in diese gran-

diose Seelenlandschaft, und er würde nicht nur in mir, sondern auch den andern weiterleben.

Jederzeit am Meer

Ein anderer Ort ist unten am Meer, nahe der Kalamitsi-Bucht und am Fusse des Hauses, in dem der grossartige britische Reiseliterat und letzte Byzantiner Patrick Leigh Fermor bis 2010 gelebt hat, bevor er, 95-jährig, sterbenskrank und etwas unnötig, auf seine vorletzte Reise nach England zurückgeschickt wurde und in einem Hospital landete, in der Hoffnung auf ein, zwei Jahreszeiten Leben mehr. Vielleicht wollte er vor der allerletzten Reise noch eine zweitletzte tun, weil er ein Leben lang unterwegs war, aber rückblickend betrachtet, wäre es wohl vernünftiger gewesen, zu bleiben und auf die letzte Reise zu warten.

Dort unten am Meer steht ein einsamer Olivenbaum. Schwer zu sagen, wie er dorthin gekommen ist, ob zufällig oder ob Fermor, ein Olivenbaum-Liebhaber, ihn als kleinen Setzling aus welchen Gründen auch immer dort eingepflanzt hat. Die Frage, die ich mir diesbezüglich stelle, ist, ob man aus zwei Einsamen überhaupt eine Zweisamkeit schaffen kann, weil bei Menschen zumindest das in den allerwenigsten Fällen klappt. Gerade überlege ich, ob ich meinen Freund nicht einäschern und seine Überreste dann in der Kalamitsi-Bucht verstreuen soll, frühmorgens. Dann hätte ich einen Freund, den ich jederzeit am Meer besuchen könnte.

Die Champions League ist ihr Traum

Seit vier Jahren leitet Leonora Ismaili, 19, Fussballspiele. Die talentierte Schiedsrichterin muss viel einstecken.

Letztes Jahr schloss ich meine KV-Lehre ab. Nun arbeite ich als Sachbearbeiterin, daneben bin ich Schiedsrichterin. Am Samstag und Sonntag pfeife ich immer, manchmal auch am Mittwoch. Meine Qualifikation reicht bis in die 3. Liga und als Assistentin in die 2. Liga interregional. Bei den Frauen leite ich Spiele bis in die Nationalliga B. Es ist cool, die Autoritätsperson zu sein. Und mir gefällt es, wenn mir nach dem Match gesagt wird, ich hätte meinen Job gut gemacht. Als Frau will ich zeigen, dass auch wir Männerspiele pfeifen können.

Aufgewachsen bin ich in Bäretswil, im Zürcher Oberland. Weil ich mit den Jungs oft Fussball spielte, schnupperte ich bei uns im Dorfklub. Bis zu den B-Junioren spielte ich im Bubenteam. Meine Gegenspieler gingen mich vielleicht weniger hart an, aber das ist okay. Ich halte mich auch zurück, wenn ich gegen Frauen spiele, die kleiner oder dünner sind. Vor wenigen Jahren musste ich ins Frauenteam wechseln, ich spielte beim FC Volketswil, 3. Liga. Seither fällt mir auf: Frauenfussball ist extrem langsam. Auch wenn ich pfeife, sind es Welten zu den Männern. Als Schiedsrichter sind mir Männerspiele lieber. Ich muss nicht jedes Foul pfeifen, sondern nur, wenn wirklich nötig. Fahre ich bei den Frauen eine grosszügige Linie, höre ich ständig: «Hey, Schiri?! Was machst du?» Das finde ich schwierig.

Umgang mit Hitzköpfen

Ohne meinen Vater, auch Schiedsrichter, wäre ich nie dazugekommen: Er motivierte mich zur Anmeldung. Danach musste ich einen Konditionstest und den Regelgrundkurs absolvieren. Wer besteht, kann C-Junioren pfeifen. Mein erstes Spiel leitete ich im April 2017. Es kam vor, dass ein Trainer überhaupt nicht mit mir rechnete, einer riss die Augen auf und fragte: «Was? Sie sind Schiri? Eine Frau?» Ich so: «Ja, eine Frau!»

Angemacht werde ich – wenn, dann nach dem Spiel. Manche versuchen es via Instagram, sie schreiben: «Hey Schiri von heute...» Übertriebene Sprüche oder Sexismus erlebe ich auf dem Spielfeld nicht, ich schminke mich aber auch fast nicht. Den, der es mit Zulächeln versucht, beachte ich nicht – ich komme, um zu pfeifen. Und seit fünf Jahren habe ich einen Freund, er kommt ab und zu an meine Spiele.

Unsicher fühlte ich mich mehrmals, im zweiten Drittliga-Spiel etwa, als es hektisch wurde:

Alle riefen: «Schiri?! Schiri?!» – ich war mir nichts mehr sicher. Meist geht es aber fair zu und her. Unangenehm war, als ein Spieler, den ich vom Platz gestellt hatte, meine Karten auf den Boden warf. Angst hatte ich auch in dieser Situation nicht. Unbeherrschte Spieler erkenne ich sofort, meist impulsive Leute, die nach dem ersten Foul bereits «Schiri?!» schreien. Hitzköpfe bitte ich zuerst diskret, dann mit einer Ermahnung, ruhig zu bleiben. So halte ich die Gemüter unter Kontrolle.



Autoritätsperson: Leonora Ismaili.

Ich merke schnell, ob ich einen guten Tag habe. Klar sind die Verlierer emotionsgeladen, und für 50 Prozent der Spieler ist jedes Foul falsch. Aber nach vier Jahren habe ich mich daran gewöhnt, dass ein Team und seine Zuschauer durchdrehen. Motzen alle, sage ich: «Ich hab's so gesehen, fertig!»; liege ich falsch, sage ich: «Tut mir leid, die anderen haben den Ball.» Ich bin ehrlich, ich bin auch nur ein Mensch. Trotzdem versuche ich immer, mich so selbstbewusst wie möglich zu zeigen. Das geht von Spiel zu Spiel besser. Mittlerweile bin ich in der Zürcher Talentgruppe, als einzige Frau. Mein Wunsch ist es, einmal an einem internationalen Match dabei zu sein – egal, ob ein Champions-League- oder Länderspiel. Das wäre das Coolste!

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Sein oder meinen

Humorist: Ich weiss, ihr habt nicht auf mich gewartet, aber hier bin ich.

Demonstrant: Wer bist du denn?

Humorist: Ich bin ein Anti-Corona-Massnahmen-Demonstrant.

Demonstrant: Da bist du hier falsch. Das ist eine Anti-Klima-Erwärmungs-Demo.

Humorist: Ihr solltet euch unbedingt solidarisch zeigen zu Anderen, die gegen etwas anderes sind, als ihr es seid, und diese bei euch mitdemonstrieren lassen.

Demonstrant: Wir demonstrieren hier nicht einfach gegen irgendetwas, sondern gegen den Klimawandel, den Rückgang der Gletscher, das Abschmelzen der Pole, das Artensterben, den Untergang der Inseln und das Aussterben der gesamten Menschheit!

Humorist: Ja, ich weiss, nach dem Waldsterben droht nun das Gletschersterben, das Polsterben, das Artensterben, das Inselsterben und natürlich auch unser eigenes Sterben. Ich befürchte sogar, dass wir während der nächsten Dürreperiode auch noch gegen das Wolkensterben demonstrieren werden.

Demonstrant: Hey, das ist nicht zum Spassen! Ich meine es im Fall ernst!

Humorist: Nein, du meinst es nicht ernst, sonst würdest du nicht demonstrieren, sondern dein Verhalten im täglichen Leben ändern.

Demonstrant: Denkst du etwa, ich mache Spass?

Humorist: Das habe ich damit nicht gesagt. Du meinst es zwar nicht ernst, aber du nimmst dich ernst. Das ist ein Unterschied.

Demonstrant: Was willst du damit sagen?

Humorist: Verfolge deine Ziele mit aller Ernsthaftigkeit, nehme dich dabei aber selber nicht zu ernst, damit du nicht dogmatisch werdest und auch nicht frustriert.

Demonstrant: Das meinst du aber auch nicht wirklich ernst, was du da sagst.

Humorist: Ich meine es ernst, bin es aber nicht.

Andreas Thiel

Golden schimmernde Trota alla piota

Restaurant Schweizerhaus,
Strada Cantonale 360, 7516 Stampa,
Tel. 081 838 28 28

Im Garten des Restaurants «Schweizerhaus» in Maloja steht schon seit Jahrzehnten ein Ofen, in dem Forellen auf einer Serpentin-Steinplatte zu prächtig golden schimmernden «Trote alla piota» verwandelt werden. Hier vor der Chalet-artigen Hotelfassade an der Sonne zu sitzen und sich diese aromatischen Fische servieren zu lassen, trägt viel zu einem guten Feriengefühl bei.

Jedes Mal muss ich bei diesen gebratenen Fischen daran denken, dass der junge Zürcher Heinrich Waser in Conrad Ferdinand Meyers «Jürg Jenatsch» auf der Maloja-Passhöhe in einer Herberge übernachtete, wo eine steinalte Frau eine Eisenpfanne in der Hand



hielt, «worin Bergforellen im prasselnden Fette brieten»: klar der Vorgänger des altherwürdigen «Schweizerhauses»! Die steinalte Frau ist seither erheblich jünger und adretter geworden, und ein leicht österreichisch angehauchtes Tenue steht beiden Geschlechtern im Service gut.

Gleich zwei Bratwürste

Die Karte umfasst auch eine grosse Spezial-Bratwurst, die Luganighetta, eine Bergeller

Maroni-Schweinsbratwurst und eine Hirschbratwurst, aber auch Rindsfilet, Zigeunerspiess und Kalbspaillard.

An kühlen Tagen kann man auf eine Gersten- oder eine Maronissuppe ausweichen, auf Capuns oder Pizzoccheri *valtellinese*, in der Sommerhitze auch auf Bündnerfleisch-Carpaccio oder einfach einen Bündnerteller. Wir sind hier zwischen See, Bergell und Veltlin, und sie alle liefern ihr Bestes.

Vor einem halben Jahrhundert habe ich es einmal fertiggebracht, ausgelaugt von einer langen Wanderung, hier gleich zwei Bratwürste zu verdrücken. Eine ausführliche Kritik des aktuellen Angebots kann ich aber nicht liefern, da wir im Sommer und im Winter immer die «Trota alla piota» wählen. Der Salat und die Salzkartoffeln dazu sind immer in Ordnung. Unsere Tochter hat die Pizzoccheri bestellt und war absolut zufrieden.

WEIN/MARTIN KILCHMANN

Aufstieg Zyperns

Maratheftiko 2019, Zambartas. 14,5%,
Fr. 26.–. Paphos-Weine, MuttENZ.
www.paphosweine.ch

Marcos Zambartas von der gleichnamigen zypriotischen Weinkellerei in Agios Amvrosios am Fuss des Troodos-Gebirges gehört zu den massgeblichen Protagonisten eines viel zu wenig beachteten Weinwunders – des Aufstiegs von Zypern in die Liga der erstklassigen Weinländer. 5000 Jahre alt sind die Amphoren mit Rückständen von Wein, die bei Limassol entdeckt wurden. Der Commandaria, ein noch heute erzeugter, fabelhafter Süsswein aus sonnengetrockneten Beeren, hat schon die Kreuzritter im Mittelalter verpflegt.

Doch so wechselhaft die politische Geschichte der Mittelmeerinsel verlief, so unstabil war auch jene der Weinerzeugung. Unter der osmanischen Herrschaft 1571 bis 1878 kam sie zum Erliegen. Während der britischen Besatzung lieferte man eine Sherry-Kopie nach England. Und nach Erlangen der Unabhängigkeit 1960 wurde

der Ostblock mit Billigwein alimentiert. Qualitätsbewusste Produzenten regten sich erst nach dem Zusammenbruch dieses wohlfeilen Absatzmarkts. Im Innern der Insel, wo auch die Trauben wachsen, entstanden kleinere Kellereien mit jährlich verbesserten Weinen. Auf der kurvenreichen Fahrt dahin enthüllen sich die Trümpfe des zypriotischen Weinbaus: Die Reben wach-

*Er vereint die frische Kühle
der Berge mit der Wärme
des Mittelmeers.*

sen auf Terrassen bis auf eine Höhe von 1500 Metern. Eine trockene Hitze lastet über dem steinig-kargen Kalk- oder Vulkanboden. Nachts kühlt es ab. Der Temperaturunterschied, der Wind und die Höhenlage schenken den Trauben Aromatik und Frische.

Die knorrigen Rebstöcke blieben dank der Isolation von der Reblaus verschont und wachsen ungepfropft auf ihren Originalwurzeln. Das trockene Klima begünstigt den biologischen Rebbau. Bewässerung ist

wegen Wassermangels kaum möglich. Zur Handarbeit gibt es keine Alternative. Beste Voraussetzungen also für klassische Terroirweine.

Zambartas glaubt an das Potenzial der einheimischen Sorten. Importe wie Cabernet, Merlot oder Syrah würden zwar in der Hitze des Augusts mächtig Zucker anreichern, jedoch nicht immer die volle Tanninreife erzielen. Sein Lieblingswein ist der spätreifende Maratheftiko. Vielleicht schwingt da auch ein familiärer Einfluss mit: Marcos Vater Akis gilt als Retter der autochthonen Sorten. Zusammen mit dem französischen Ampelografen Pierre Galet sammelte er vor 35 Jahren die aussterbenden Pflanzen und legte einen Versuchswingarten an.

Zambartas Maratheftiko ist ein vibrierender, veilchen- und kirschenduftiger Wein von bestechender Eleganz und Lagerfähigkeit. Er vereint die frische Kühle der Berge mit der Wärme des Mittelmeers. Seinen Alkoholgehalt spürt man nur insofern, als dass er die Gespräche bei Tisch grosszügig befeuert.

Knallbonbon mit Charakter

Wer eine Sportlimousine in knalligem Orange anbietet, braucht Selbstbewusstsein. Das wächst mit jedem Meter im Kia Stinger.



Möglicherweise musste ich leer schlucken, als mir der freundliche Herr Hunkeler von der Garage Emil Frey in Zürich die Schlüssel für meinen Testwagen übergab und mich zu dem schönen Stück begleitete: Das knallbonbonfarbene Auto in «Neon Orange» zu fahren, braucht ein wenig Selbstbewusstsein. Dass dies beim südkoreanischen Hersteller vorhanden ist, versteht man spätestens nach den ersten, sagen wir, fünfzig Kilometern im neuen Stinger.

Mit der kühn gezeichneten Sportlimousine fordert Kia insbesondere die deutsche Konkurrenz wie den Audi S5 Sportback oder den BMW M440i xDrive heraus, und nach der sanften Überarbeitung präsentiert sich das viertürige Coupé noch etwas schnittiger und technisch noch etwas besser. Beim neuen Stinger GT gibt es nur noch einen V6-Turbomotor mit 3,3 Litern Hubraum, Allradantrieb und 8-Stufen-Automatik. Damit leistet der sportlichste Kia bisher 366 PS, beschleunigt in 5,4 Sekunden aus dem Stand auf Tempo 100 km/h und wird bis zu 270 km/h schnell.

Das sind prestigeträchtige Zahlen, die nicht nur im Auto-Quartett gut aussehen, sondern angesichts der Anschaffungskosten von 64 600 Franken auch das Verhältnis von Preis zu Leistung einladend prägen. Ein vergleichbares Modell, made in Germany, kostet schnell bis zu 20 000 Franken mehr.

Dass der Kia Stinger dennoch einen gewissen Exotenstatus hat, liegt kaum an der Knallfarbe, sondern vielleicht eher daran, dass die Fähigkeiten des ostasiatischen Herstellers im Bereich

sportlicher Limousinen zu wenig bekannt sind. Zu Unrecht, möchte ich festhalten, es gab in den zwei Wochen, für die mir Herr Hunkeler die Stinger-Schlüssel überlassen hatte, keinen Moment, in dem ich an diesen Fähigkeiten auch nur leise Zweifel gehabt hätte.

Abgesehen davon, dass der Kia Stinger GT hervorragend abgestimmt ist und die Balance zwischen komfortabler Langstrecke und sportlicher Kurvenfahrt ausgezeichnet beherrscht, ist er erst noch mit allem ausgestattet, was moderne Automobiltechnik hergibt. Dazu gehört etwa eine Totwinkelkamera, die sich immer dann einschaltet, wenn der Blinker gesetzt wird. Die Aufnahme im Zentraldisplay zeigt dem Fahrer, ob sich etwa ein Velofahrer im toten Winkel befindet. Es gibt darüber hinaus kaum ein modernes Hilfssystem, welches beim Stinger nicht im Preis inbegriffen wäre.

Ein griffiges Lenkrad in Leder-Haptik oder ein übersichtliches, gut gestaltetes Cockpit sind dazu Teil des stilvollen Auftritts. Aber vor allem die Art, wie sich der Stinger bewegen lässt, macht einen, je länger man ihn fährt, immer noch etwas selbstbewusster – bis auch «Neon Orange» nichts mehr ist, worüber man länger als einen Pinselstrich nachdenkt.

Kia Stinger GT

Motor/Antrieb: V6-Turbobenziner, Allradantrieb 8-Gang-Automatik; Hubraum: 3342 ccm; Leistung: 366 PS / 269 kW; max. Drehmoment: 510 Nm / 4500 U / min; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,4 sec; Höchstgeschwindigkeit: 270 km/h; Verbrauch (WLTP): 10,8 l / 100 km; Preis: Fr. 64 600.–



OBJEKT DER WOCHE

Steinchen um Steinchen

Lego-Weltkarte
Für Fr. 278.– erhältlich

Weil man momentan nicht nach Herzenslust reisen kann, holt man sich die Welt am besten nach Hause. Zerlegt in 11 695 Teile, kann man sie gleich auch noch selber bauen. Lego macht es seit kurzem möglich. Die Weltkarte ist gleichzeitig das umfangreichste Set des dänischen Spielzeugimperiums und schlägt den bisherigen Spitzenreiter – das «Kolosseum» – spektakulär um 2659 Teilchen.

Von der Polizeistation bis zur Weltkarte hat Lego schon fast alles Mögliche erdacht, was den Menschen zum Bauen und Spielen anregt. Der Erfolg der 1932 vom Schreiner Ole Kirk Christiansen erfundenen Klötzchen hat sicher auch damit zu tun, dass sie nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene begeistern. Mosaik wie die Weltkarte zum Beispiel werden ab achtzehn Jahren empfohlen.

Auf vierzig Platten werden die Lego-Steinchen in stundenlanger Präzisionsarbeit zu einer Landkarte zusammengefügt, die man schliesslich als farbenprächtiges Bild an die Wand hängen kann. Die beeindruckende Grösse von 104 × 65 cm macht Ihr Wohn- oder Schlafzimmer somit um ein unübersehbares, selber erschaffenes Kunstwerk reicher.

«Leg godt», kann man da nur noch sagen. «Spiel gut», bedeutet das auf Deutsch. Es sind je die zwei Anfangsbuchstaben der beiden Wörter, die der Däne Christiansen zum mittlerweile weltberühmten Markennamen wie Bausteine zusammengefügt hat.

Benjamin Bögli

Kampf der Kulturen

Normen können über Nacht etabliert werden. Nicht etwa von der Politik, sondern von grossen Unternehmen. Apple setzt derzeit den Schutz der Privatsphäre als Verkaufsargument in Szene und positioniert sich so gegen die chinesische Konkurrenz – während Daten im globalen Kapitalismus als das neue Gold gelten. Damit hämmert der amerikanische Konzern ein Thema ein, das einen Grundwert des liberalen Westens ausmacht: die Privatsphäre. Ist damit ein Konzern wieder schneller als die Politik? Die Privatsphäre ist untrennbar mit dem Freiheitsbegriff der Liberalen verbunden, ausser bislang beim Datenschutz. Ein Fass geht damit auf: Wie soll der Westen eigentlich mit Staatskonzernen umgehen? Mit Gesellschaften, die unfrei, aber ökonomisch hocheffizient sind? Wie lassen sich Oligopole entmachten, dort, wo die Kartellbehörden nicht weiterwissen? Die liberalen Antworten bleiben aus im Kampf um die kulturelle Hegemonie im globalen Kapitalismus. Es scheint, als brauchte der Liberalismus ein System-Update, um funktionsfähig zu bleiben.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Verkaufsargument im westlichen Normenraum: Privatsphäre.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Man sagt ja, zu geistiger Vitalität gehöre die sportliche Fitness. Umgekehrt: Wer nicht fit ist, ist es auch gedanklich nicht. Stimmt das?

B. S., Zweidlen

Es gibt ein berühmtes lateinisches Wort: «mens sana in corpore sano», das heisst: Ein gesunder Geist sei in einem gesunden Körper. Das ist der Wunsch aller Menschen. Man hofft, man sei sowohl gesund im Geist wie im Körper. Oder wenn Sie so wollen, wie Sie es ausdrücken, man sei geistig vital und sportlich fit.

Vor Jahren sah ich die Werbung eines Sportverbandes, welcher diesen lateinischen Spruch, «mens sana in corpore sano», wie folgt übersetzte: «Nur in einem gesunden Körper ist ein gesunder Geist, das sagten schon die Römer.» Doch das sagten die Römer ganz und gar nicht. Ich



habe bei diesem Sportverein interveniert und erklärt, dass seine Fassung eine böse Unterstellung sei, weil daraus ja hervorgehe, dass zum Beispiel ein körperlich behinderter Mensch keinen gesunden Geist habe. Das widerspricht ja jeder Wirklichkeit und ist für den körperlich Behinderten auch eine Herabsetzung. Denn man sagt ihm: Weil du körperlich in keiner guten Verfassung bist, hast du folglich auch keinen gesunden Geist. Darum sei aufgepasst mit Versen.

Also merke: «mens sana in corpore sano» heisst: «Ein gesunder Geist sei in einem gesunden Körper», und, um auf Ihre Frage konkret zu antworten: Es stimmt nicht, dass zur geistigen Vitalität zwangsläufig die sportliche Fitness gehört. Aber wenn Sie beidem – dem gesunden Geist und der körperlichen Fitness – Sorge tragen, kann es sicher nichts schaden.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an
Redaktion Weltwoche,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert.
Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Simone Gibertoni

Die Waadtländer Clinique La Prairie definiert den Begriff «Gesundheit» neu. CEO Gibertoni über neue Gentherapien und die schöne Herausforderung der Langlebigkeit.

In Montreux, ein wenig versteckt über den Gestaden des Genfersees, erhebt sich eine der interessantesten Privatkliniken der Schweiz. Derzeit feiert sie ihr neunzigjähriges Bestehen – gegründet wurde sie im Jahr 1931 von Professor Paul Niehans, einem bedeutenden Forscher auf dem Gebiet der Zelltherapie.

Zum Mittagessen treffen wir Simone Gibertoni, der die Klinik seit fünf Jahren leitet. Schon bei der Menüwahl auf dem Rooftop des Zürcher Hotels «La Réserve Eden au Lac», wo japanisch-peruanische Gerichte serviert werden, zeigt der Klinikchef, dass es ihm ernst ist mit der Gesundheit. Er bestellt die vegetarische Option, grillierte, vegane Gyoza. Simone Gibertoni ist ein italienischer Manager, der als Berater bei Accenture begann und anschliessend Karriere in der Luxusgüterindustrie machte.

Papst als Patient

Das Geheimnis erfolgreicher Luxusmarken, erklärt er, sei ähnlich wie jenes der Clinique La Prairie: «Es ist das Kunststück, gleichzeitig in der Vergangenheit verhaftet zu bleiben und trotzdem mit der Zeit zu gehen.» Das aus der Gründerzeit stammende Alleinstellungsmerkmal ihrer Dienstleistungen sei die radikale Individualisierung der Therapien. «Jeder Gast durchläuft am ersten Tag ein eintägiges Assessment, in dem wir seine Gesundheit analysieren und Anforderungen definieren.» Sei es anfangs die Zelltherapie gewesen, die bahnbrechende, massgeschneiderte Angebote ermöglicht habe, werde es in Zukunft auch die Gentherapie sein. Relativ weit fortgeschritten sei man hier beispielsweise bei der Analyse der individuellen Fähigkeit des Körpers zur Entgiftung. «Da verstehen wir die genetischen Einflussgrössen relativ gut und können dementsprechend die Therapie sehr genau den einzelnen Menschen anpassen.» Im Zent-

rum der Clinique La Prairie steht eine umfassende Definition des Begriffs der Gesundheit: «Etwa die Hälfte unserer Gesundheit ist definiert durch die Genetik, die andere Hälfte durch die Epigenetik.» Insofern seien medizinische Eingriffe – die Klinik beschäftigt etwa 50 Ärzte, darunter 17 Chirurgen – nur ein Teil des Angebots. «Ein ebenso grosses Gewicht legen wir auf die Ernährung und die geisti-



«Mit der Zeit gehen»: Manager Gibertoni.

ge Verfassung.» Es gebe Hunderte Studien, welche die positive Wirkung der Meditation auf die Gesundheit nachwiesen. Die Patienten werden ermuntert, während ihres Aufenthaltes das Smartphone abzuschalten. Rauschen ist tabu.

Immer wichtiger werde auch das Thema Langlebigkeit: «Weil die Leute immer älter werden, sollten sie sich früh darum kümmern, gesund alt zu werden.» Aus diesem Grund hat

die Clinique La Prairie die Institution eines *longevity doctor* ins Leben gerufen, also eines Langlebighkeits-Doktors, der die Patienten auch ausserhalb ihres Besuchs in Montreux berät. Dessen Arbeit vergleicht Gibertoni mit einem Önologen, der sicherstellt, dass der Wein gut altert. Dafür grundlegend sei das Verständnis der Kunden, dass es keine «magischen Pillen» gebe und das gesundheitliche Bewusstsein in den eigenen Lebenswandel integriert werden müsse.

Die Verbindung aus dieser ganzheitlichen Methode und den Annehmlichkeiten eines luxuriösen Hotelbetriebs fasst der Klinikchef unter dem Begriff «Medical Spa» zusammen. Es ist ein Angebot, das in normalen Zeiten nicht nur gestresste Manager anzieht, sondern auch Prominenz aus dem Film- und Showbusiness. «Auch ein Papst war schon einmal bei uns zu Gast.»

«Heute will es jeder machen»

Die Covid-Pandemie habe natürlich im letzten Jahr das Geschäft deutlich erschwert. «Früher waren 97 Prozent unser Kunden Ausländer, davon der Grossteil aussereuropäische – und die konnten kaum reisen.» Andererseits stelle er fest, dass das Gesundheitsbewusstsein stark zugenommen habe. «Früher mussten wir viele Kunden davon überzeugen, das Anfangs-Assessment in Angriff zu nehmen. Heute will es jeder machen.»

Zurzeit arbeitet die Clinique La Prairie daran, sich geografisch auf die Welt nach Covid einzustellen. «Wir möchten erreichen, dass ein Fünftel unserer Kunden aus der Schweiz stammt.» Eine andere grosse Idee, mit der Gibertoni an die alten Erfolge anknüpfen will, ist die Lancierung einer eigenen Linie von Nahrungsergänzungsmitteln, komplett made in Switzerland. Deren Entwicklung hat er vor fünf Jahren als Erstes angestossen. Mittlerweile ist sie auf dem Markt.

Florian Schwab

Die Hippies von 2030

Tief in der Wüste von Nevada tüfteln ein paar Idealisten an einer neuen Welt.

Benjamin Bögli

Am Anfang war ein Loch. Ohne dieses würde sich heute niemand um dieses Stück Land mitten in der Wüste Nevada scheren. Die nächste Steckdose befindet sich 32 Kilometer südlich im Örtchen Gerlach (107 Einwohner), für den Einkauf von Lebensmitteln muss man 120 Kilometer weit fahren. Und doch wurde dieses 15 Quadratkilometer grosse Areal vor ein paar Jahren für 6,5 Millionen Dollar verkauft. «Fly Ranch» heisst das Gelände, und aus dem Loch quillt Wasser.

Die Quelle entstand nicht auf natürliche Weise. Ein Bohrteam auf der Suche nach geothermischer Energie förderte Mitte der sechziger Jahre das Wasser an die Erdoberfläche. Da es zu wenig warm war, versiegelten die Ingenieure den Boden mehr schlecht als recht wieder. Das Wasser drückte durch, und über die Jahre entstand ein prächtiges Naturschauspiel.

80 000 Menschen im Niemandsland

Der «Fly Geyser», wie man dieses kleine Wunder hier nennt, ist der unwiderstehliche Anziehungspunkt der Fly Ranch. Was darum herum in den nächsten Jahren und Jahrzehnten geschehen soll, würde den Fly Geyser aber zum hübschen Nebenschauplatz degradieren.

Die Fly-Ranch-Betreiber um Direktor Matt Sundquist entwerfen hier einen unabhängigen, nachhaltigen Mikrokosmos voller Kunst und technischer Innovation, der zukunftsweisend für die ganze Welt sein soll. «Die autarke Lebensform ist die bessere Version eines bedingungslosen Grundeinkommens», weiss Sundquist, der von sich sagt, er habe sich vom «konservativen Libertären» zum «pragmatischen Kommunitaristen» gewandelt.

Um zu verstehen, was sich auf der Fly Ranch wirklich zusammenbraut, muss man einen Blick nach Black Rock City werfen. Dieser Ort befindet sich ebenfalls in der Wüste Nevada, ein paar Kilometer südöstlich von der Fly Ranch. Auch hier gibt es keinen Strom und nicht einmal Wasser. Bloss einmal im Jahr neun Tage lang. Dann nämlich findet in Black Rock City das berühmte Burning-Man-Festival statt.

Burning Man ist jene Veranstaltung, die als kleines künstlerisches Feuerspektakel am Strand von San Francisco vor 35 Jahren ihren Lauf nahm und 2019 knapp 80 000 Menschen ins Niemandsland der Black Rock Desert lockte. Für Burning Man begeben sich Leute aus der ganzen Welt für ein paar Tage in eine «Mad Max»-ähnliche Endzeitlandschaft und feiern die totale Freiheit.

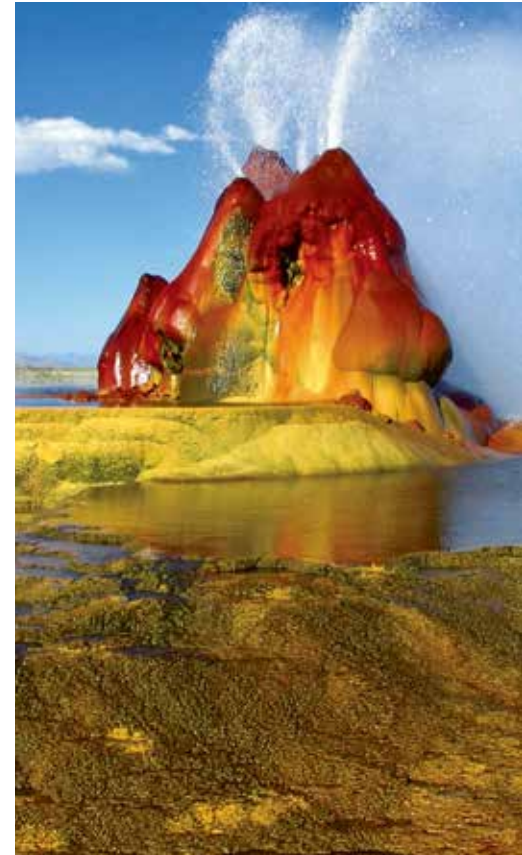
Oder wie es Wikipedia beschreibt: «Das Festival ist nicht nur eine grosse Kunstausstellung, sondern gilt auch als Ort intensiver Selbstdarstellung und als eine grosse Party.» Auf dem Festgelände sind nur Fussgänger, Fahrradfahrer und sogenannte *art cars* – so verrückt wie möglich gestaltete Fortbewegungsmittel – zugelassen.

Nach dem Anlass wird die temporäre Stadt Black Rock City samt Krankenhaus und Flugplatz wieder komplett abgebaut. Es dürfen keine Spuren hinterlassen werden. Der ideologische Überbau von Burning Man, dessen Religion sozusagen, ist neben der ungezähmten Selbstdarstellung der Umweltschutz.

Die zehn Burning-Man-Gebote lauten: «Radikale Offenheit, schenken, Dekommodifizierung, radikaler Selbstbezug, radikale Selbstdarstellung, gemeinschaftliche Anstrengungen, Verantwortungsbewusstsein, keine Spuren hinterlassen, Beteiligung, Unmittelbarkeit». Ziel von Burning Man ist es, bis 2030 «ökologisch regenerativ» zu sein, was bedeutet, dass das Festival der Umwelt nützt und nicht schadet.

Stadt unter Solarhaut

2016 kaufte die Burning-Man-Organisation die Fly Ranch, deren künstliche Quelle jeweils als Wasserlieferant für das Festival diente, mit der Absicht, auf dem Gelände nicht bloss eine vorübergehende Kunstparty zu feiern, sondern die Burning-Man-Kultur dort permanent zu verankern. Fly-Ranch-Chef Sundquist: «Die Vision beim Kauf war, einen Mix hinzukriegen aus Veranstaltungen, Retreats, Seminaren und Wohngelegenheiten über das ganze Jahr hinweg, um das Land zu erkunden und



Kleines Wunder: Fly Geyser in Nevada.

neue Wege des Zusammenlebens in der Natur zu finden und allmählich etwas Konkretes aufzubauen.»

Es scheint fast so, als ob die Utopisten von 2030 aus den Fehlern gelernt haben, die frühere Hippies mit ihren Bestrebungen nach neuen autarken Lebensformen machten: Die Wirtschaftlichkeit und die Errichtung einer funktionierenden Infrastruktur sind auf der Fly Ranch unabdingbar.

Matt Sundquist hat zwar kein Smartphone, aber wohl einen hohen IQ. Er studierte Philosophie in Harvard. Unter seiner Obhut ist die Zusammenarbeit mit der Land Art Generator Initiative (LAGI) entstanden. Seit 2008 vereinen

Es sind spektakuläre Projekte, die Architekten, Naturschützer, und Ingenieure eingereicht haben.

deren Gründer Robert Ferry und Elizabeth Monnoian nachhaltige Infrastruktur und Kunst.

Letztes Jahr lancierten sie den wegweisenden Architekturwettbewerb «Design the Future of Fly Ranch». Im März präsentierten sie die zehn Gewinner, die mit jeweils 150 000 Dollar die Umsetzung ihrer Projekte nun vorantreiben sollen. «Bereits diesen Sommer sollen erste Prototypen entwickelt werden», sagt LAGI-Gründer Ferry.

Es sind spektakuläre Projekte, die Architekten, Naturschützer und Ingenieure ein-



CO₂-neutrale Träumerei: Fly-Ranch-Projekt «Seed».



Ohne Smartphone:
Manager Sundquist.



Kunst wird zur Infrastruktur:
Gründer Monoian (l.), Ferry.

gereicht haben. Im Fall von «Coyote Mountain» fragten sich die Initianten etwa: «Wie könnte es weitergehen, wenn es weltweit zum totalen Blackout kommt?»

Sie erdachten eine rund 23 000 Quadratmeter grosse, Klima-kontrollierte Kleinststadt unter einer gläsernen Solarhaut, wo man wohnen und arbeiten kann. Bei anderen Vorschlägen geht es um die Wiederverwertbarkeit der Notdurft, solarbetriebene Bio-Hühner-Ställe, futuristische Permakultur, Trinkwasserproduktion oder um eine CO₂-neutrale riesige Begegnungsstätte, die bloss aus Materialien besteht, die vom Fly-Ranch-Areal stammen.

40 Dollar Eintritt

Trotz den teilweise illusorischen Ideen und Spinnereien ist es den Beteiligten sehr ernst. Sie glauben, der ausbeuterische Kapitalismus («extractive capitalism») führe ins Verderben. Die Fly Ranch soll zeigen, wie es auch anders geht.

In den Worten von Robert Ferry klingt das so: «Während der letzten 200 Jahre hat die Erdölkultur Grossartiges geleistet: Leute aus der Armut befreit, das Gesundheitswesen vorangebracht et cetera. Das war wichtig. Wir wollen also nicht alles völlig verteufeln [...] aber dann wurde uns klar, dass wir ein wirkliches Problem haben. Jetzt bewegen wir uns in Richtung einer neuen Kultur. Die Fly Ranch bietet uns eine wunderbare Möglichkeit, so zu tun, als existiere die vor-industrialisierte Erde noch und dass wir nochmals von vorn beginnen können.

Nur können wir es diesmal richtig machen.» Was man den Idealisten von der Fly Ranch zugutehalten muss, ist ihre Tatkraft. Sie moralisieren nicht bloss, sondern steigen selber in die Hosen und versuchen, mit unternehmerischer und technischer Innovation ihre Träumereien zu verwirklichen. Die Ideen finden auch bei vermögenden Investoren Anklang. Zu den Geldgebern gehören unter anderen Airbnb-Gründer Joe Gebbia, Biotech-Unternehmer William A. Linton (Promega) oder Cirque-du-Soleil-Gründer und Milliardär Guy Laliberté.

Fly-Ranch-Manager Sundquist möchte beim E-Mail-Kontakt mit der *Weltwoche* selber nicht näher auf die Visionen und Tätigkeiten der Organisation eingehen und verweist auf die Angaben der Homepage. Er sandte uns aber einen Link zum Geschäftsgang.

Finanziell scheint die Fly Ranch solide aufgestellt. Im dritten Jahr erzielte sie 2019 bei einem Aufwand von 350 000 Dollar einen Ertrag von 221 100 Dollar. Die Einnahmen, die durch Spenden, aber auch durch Ticketverkäufe erzeugt werden, sollen sich bis 2023 bei gleichbleibenden Kosten jedes Jahr verdoppeln. 2019 besuchten gut 4000 Leute das Fly-Ranch-Areal. Eine zweieinhalbstündige Tour kostet 40 Dollar. Unter Einhaltung der strikten Umweltregeln kann man auf dem Gelände auch campieren oder baden.

Wie wichtig ein gesunder Geldfluss ist, strich Sundquist 2019 während eines Vortrages zum Thema «Können wir ausschliesslich vom Land

und als Selbstversorger leben?» heraus. Das Burning-Man-Festival bringe dem Staat Nevada im Jahr 43 bis 45 Millionen Dollar ein und sorge in den Geschäften der Region für Umsatz. Wenn die Fly Ranch nun das ganze Jahr über die Wirtschaft belebe, sei das für Nord-Nevada durchaus interessant. An dieser Veranstaltung ging Sundquist auch auf seine gesellschaftlichen Vorstellungen ein und darauf, wie man den seiner Meinung nach selbstzerstörerischen Kapitalismus überlisten könnte: Er glaubt an genossenschaftlichen Landbesitz.

Leben auf dem Mars

Wo aber gibt es erschwinglichen Boden? In unwirtschaftlichen Gebieten wie eben in der Wüste von Nevada, wo die Infrastruktur völlig fehlt. «Dieses billige Land ist gleichzeitig auch der beste Ort, um autarke Infrastrukturmodelle zu entwickeln», ist Sundquist überzeugt. Funktionieren sie dort, funktionieren sie überall. Bisher gebe es einfach noch «kein Kochbuch für ein autarkes Lebensmodell».

Sobald die Leute sähen, wie ein gutes Leben an einem eigenständig funktionierenden, regenerativen Ort möglich sei, würden sie sich automatisch von der mit fossilen Brennstoffen betriebenen Welt abwenden, glaubt Sundquist.

Willkommen auf der Fly Ranch! Oder, wie es das Wirtschaftsmagazin *Forbes* vor kurzem scherzhaft kommentierte: «Wer hätte gedacht, dass Leben auf dem Mars in Nevada Wirklichkeit wird?»

Tempus toxicum

Leben und leben lassen – ein Relikt aus einer lange vergessenen Zeit.



Tut mir leid, aber Leute, die einen auf Freiheitsapostel machen und sich dann doch impfen lassen, sind für mich die schlimmsten. Sie haben sich mit dem Pils dem System unterworfen. Meine Achtung ist futsch. Abo gekündigt!» Oder: «Covidiotie befällt zuweilen sogar die Klügeren.»

Ich befinde mich zwischen glitschigen Fronten. Den ersten Kommentar erhielt ich zu einem YouTube-Video, in dem ich die Doppelmoral bei gewissen Versammlungsrechtsentscheiden thematisierte und den Fehler beging, nebenbei meine Corona-Impfung zu erwähnen. Der zweite erreichte mich auf Twitter. Dort habe ich es gewagt zu äussern, dass ich es haarsträubend finde, wie in einer freien Gesellschaft der eigenverantwortliche Entscheid von Menschen, die sich aus unterschiedlichen Gründen (noch) nicht impfen lassen möchten, nicht respektiert werde und dass dieser dermassen gesellschaftliche Ächtung auslöse.

Je nach Lagerlogik kursieren derzeit ausgefallene Überzeugungen, und in den sozialen Medien ist das Phänomen am ausgeprägtesten: Wer sich impfen lässt, ist obrigkeitshörig. Wer sich gegen den Pils entscheidet, mutiert übergangslos zum Menschenfeind. Und weil inzwischen eine andere Meinung und respektvolles Widersprechen genügen, um als beschimpfenswert zu gelten, landet man bei Dritten ohne Umwege im Covidioten-Topf. Die unterschiedlichen Ängste kommunikationsfreudiger Zeitgenossen aufzuschlüsseln, dürfte für Psychologen interessant sein.

Mein Eindruck ist, dass derzeit die Furcht der Geimpften vor den Ungeimpften zu den grössten gesellschaftlichen Ängsten zählt. Auch scheinen die Geschützten mehr Angst zu haben als die Ungeschützten. Das würde erklären, warum sie es praktisch als illegale Handlung ansehen, wenn jemand sich nicht impfen lässt. Es

würde auch erklären, warum sie zwar nichts dagegen haben, wenn Menschen sich durch einen ungesunden Lifestyle – Rauchen, übermässigen Alkoholkonsum, schlechte Ernährung, Verzicht auf Sport – anfällig für Herz-Kreislauf-Krankheiten machen und entsprechend das Gesundheitssystem belasten können, aber überzeugt sind, dass ungeimpfte Gesunde das System zum Kollabieren bringen. Und darum Gesunde besser mal vor jedem Auswärts-Steak beweisen sollen, dass sie gesund sind.

Weil diese Gruppe ganz offensichtlich gemeinwohlschädigend ist, lassen die Geschützten ihnen Häme und Verachtung zuteilwerden. Mit Ritualen der täglichen Abwertung wollen sie ihre Durchimpfung erzwingen – auch wenn es als verlässliches Naturgesetz gilt, dass die meisten Menschen ihren Standpunkt nicht wechseln, wenn man sie beschimpft, diffamiert oder unter Druck setzt; nicht bei gesellschaftlichen Aspekten, aber noch viel weniger bei medizinischen Eingriffen, die den eigenen Körper betreffen. So sollen die Gefährder etwa mit Stickern markiert werden. Oder laut Twitter-Usern nicht mehr unter die Leute gehen dürfen. Von den «normalen Menschen» getrennt werden. Erst wieder in die Gesellschaft zurückkehren dürfen, wenn sie geimpft sind. Sie sollten auch kein Beatmungsgerät erhalten.

Die Furcht manifestiert sich ganz so, als ob die Impfung gegen das Virus gar nicht existierte und als ob die Risikogruppen nicht weitestgehend geimpft wären. Als ob es nicht in der persönlichen Verantwortung jedes Einzelnen läge, wie er mit seiner Gesundheit umgeht, sondern Gesellschaft und Politik neuerdings über seine medizinischen Behandlungen entscheiden. Als ob der Staat jedes Restrisiko im Leben von Menschen ausschliessen und das Ver-

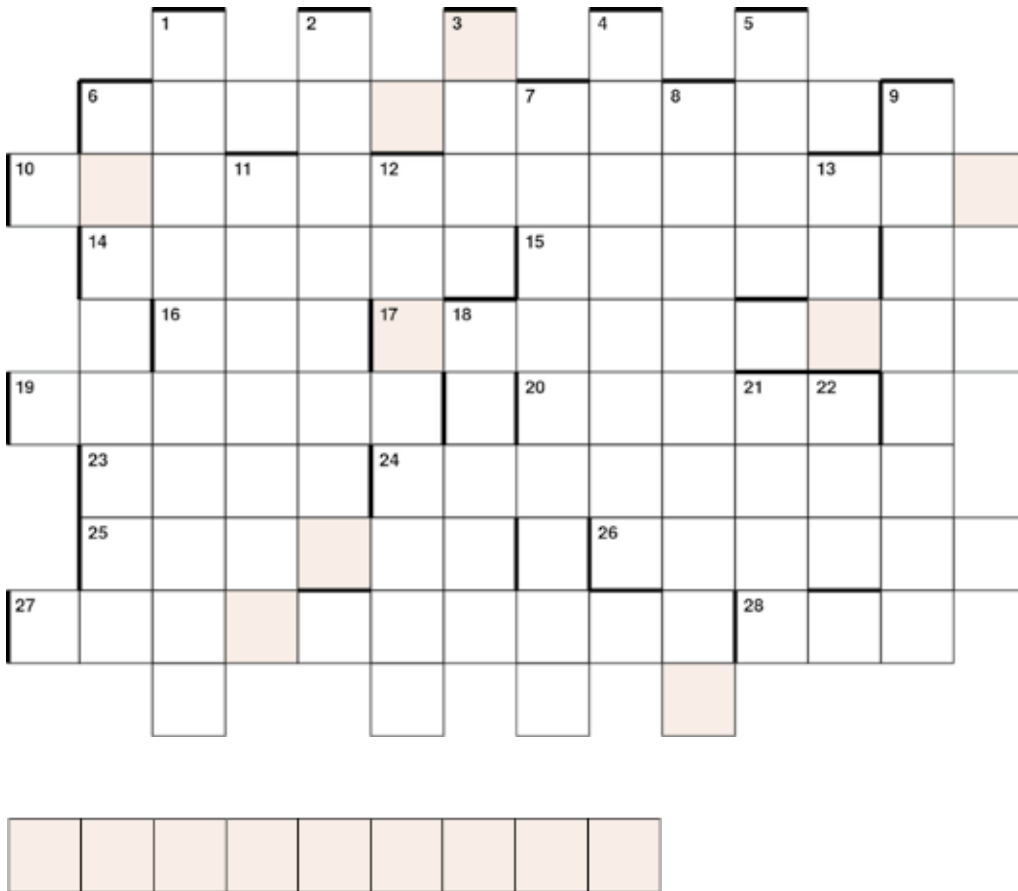
sprechen der Unsterblichkeit abgeben müsste. Als ob man nicht gleichzeitig vorsichtig und verantwortungsbewusst sein *und* für Freiheitsrechte und einen anständigen Umgang miteinander eintreten könnte.

Ich weiss nicht, ob der Entscheid, sich die Corona-Impfung zuführen zu lassen, und ein guter Mensch zu sein notwendigerweise zusammengehen. Ich glaube eher, dass der wie auch immer geartete Impfstatus nicht Verantwortung oder Fahrlässigkeit eines Individuums ausdrückt, sondern in den meisten Fällen eine Risikoabwägung ist und als Verpflichtung gegenüber dem eigenen Körper angesehen wird.

Und auch wenn ich an der Stelle besser Tugend anzeigen und von Solidarität schreiben sollte, sage ich ganz ehrlich: Ich habe mich nicht aus medizinischen Gründen impfen lassen, sondern aus pragmatischen. Ich will unkompliziert leben und reisen und überall Unterhaltungs- und Kulinarikangebote in Anspruch nehmen können – ohne mir alle paar Tage mit einem Stab in der Nase herumbohren lassen zu müssen. Natürlich ist das in den Augen der moralischen Instanzen eine maximal schlechte Begründung, die mir einen Platz weit oben auf ihrer Asozialenliste einhandelt. Ich werde damit leben müssen.

Erich Kästner soll gesagt haben: «Wenn einer keine Angst hat, hat er keine Fantasie.» Das stimmt wohl. Menschen, die ängstlich sind, kann man auch keinen Vorwurf machen. Ich sage es darum so: Es kann selbstverständlich jeder in der gegenwärtigen Situation besorgt, ängstlich oder negativ eingestellt sein und seinen Alltag entsprechend gestalten. Ich habe Respekt vor den Bedenken anderer. Aber es hat etwas Autoritäres, diese Ängste und die damit verbundene Lebensart auch von allen anderen zu erwarten.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lösungswort — Offensichtlich ein Einsatzleitfahrzeug

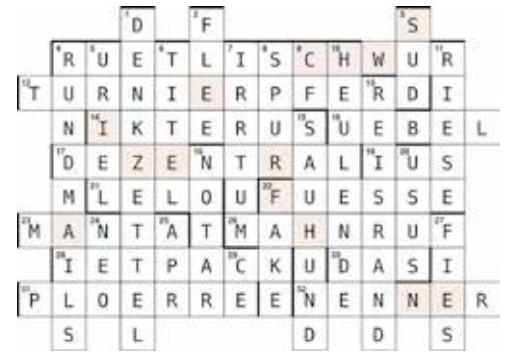
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Solche sind für eingebüschte Tiere vital, für viele ebensolche Passagiere eine Qual. **10** Die gemeinhin gemeinen Arten von Taten werden gemeinlich geheimlich getan. **14** Zum Bau der typisch schweizerischen Baude reicht eine Hälfte eines Viertels. **15** Dergleichen Füsse kriegt, wer, schon bevor es losgeht, flieht. **16** Das lassen sich manche – soll wohl andere entzücken? – zwischen den Augen durch den Nasenrücken drücken. **17** Darauf brettern Sportler quer einem Heck hinterher. **19** Delicti bestimmter Delinquenten Instrument oder Christi gewisser Christen Sakrament. **20** Nach genau mille et une fabelhaft durchgemachten erfährt Scheherazade endlich Gnade. **23** Das vordere beinerne Bein im unteren englischen Schenkel. **24** Unter denen, die dem kräftigsten Gallier zufolge spinnen, eine der -innen. **25** Alter(nativer) «Vietname» der grössten Stadt im Land der Viet des Südens. **26** Wir waren auf den Kanaren, aber nicht das Wir-waren-auf-den-Kanaren-Waren. **27** Die Verschlungenen sind zum Verschlingen süss und prächtig flechtig. **28** Bei lautmalend läutenden Glocken mit dem Bam alternierender Klang.

Senkrecht — **1** Gewissenlos profitierend, grenzenlos proliferierend. **2** Eine Konfiguration oder Position, die sich sich bekennend beziehen lässt. **3** Die wird zu- und das zudem als nach vorgestellt. **4** Der Stoff, aus dem die Träume sind, sagt man resignativ gestimmt. (Mz.) **5** Jene, die den Griffbegriff im Griff, haben das Sagen. **6** Bei diesem indianischen Spiel ist das Ziel das Einnetzen per Netzstecken. **7** Wo man sich im Winkel, wo sich Strassen treffen, zum Trinken trifft. **8** Verdoppelt durch Teilen die Anzahl der Teile. **9** Wessen Ticktack den Takt tickt. **11** Eine, mythologisch mit Frauenhaupt, die sich gern mal tropische Affen klaut. **12** Workplace oftmals crossmedialer Nachrichtensichter, -her- und -berichter. **13** Kaffeesatzleser lesen in Leeds dessen leaves. **18** War der kleine Kevin zu Heiligabend zu Home. **21** Etwas schnelleren Schrittes als Schritt und auf dem Kopf nicht die Haare auf dem Kopf. **22** Funker müssen so ein modulares Teil, um am Mobilfunk teilzuhaben, im mobilen Funker haben.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselwerkstatt

Lösung zum Denkanstoss Nr. 728



Waagrecht — **4** RUETLISCHWUR **12** TURNIERPFERD **14** IKTERUS: Gelbsucht **16** UEBEL: Anagramm von «Beule» **17** [DEZENT]RAL **19** IUS **21** LELO: span. doof **22** (Auf) FUESSE(n) **23** Opel MANTA **26** MAHNRUF **28** IETPACK: Raketentrucksack **30** DAS: bestimmter Artikel **31** PLOERRE **32** NENNER

Senkrecht — **1** DENKZETTEL **2** FLEE(!): engl. flich (tönt wie flea = Floh) **3** SUD: franz. Süden **4** RUNDMAILS **5** URIEL: Uriella hiess eigentlich Erika. **6** TITEL **7** IRRTUM **8** Neben der SPUR **9** CF: kurz für lat. confer (vergleiche), cp. = compara **10** HEULENDE **11** (Indust)RIESE(ktoren) **13** REISRAND **15** SAUHUND **18** NOTAR **20** (Ab)USUS **22** FAKE (News) **24** NEO: aus dem Film «Matrix» **25** APR: kurz für April **27** FIES **29** CE(dille): franz. auch das

Lösungswort — **SCHWEIZERFAHNE**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

BEAUTIFUL FAST CARS

NEW JAGUAR F-PACE HARD TO FORGET



Der neue Jaguar F-PACE ist jetzt noch begehrenswerter – mit einem wunderschön neu gestalteten Exterieur und einem völlig neuen Premium-Interieur, das beispielhaft für den Luxus von Jaguar steht. Jede Fahrt wird zu einem echten Erlebnis – HARD TO FORGET.

Jetzt Probe fahren!

jaguar.ch

